

REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

ZEICHEN DER ZEIT
Der Zipfel seines Mantels

:

Heilsgeschichte konkret
Das Schicksalsjahr 1942

Ulrich Wickert
In Maria gegründet

R. Chrysostomus Grill
Der heilige Berg Athos – Garten Mariens

Pater Joseph Kentenich
Schicksalsverwobenheit

Margret Simon
Gertraud von Bullion

BUCHBESPRECHUNGEN

ZEICHEN DER ZEIT	
Der Zipfel seines Mantels	145
* * *	
Heilsgeschichte konkret	
Das Schicksalsjahr 1942 und seine bleibende Aktualität	147
Ulrich Wickert	
In Maria gegründet	
Christliches In-der-Welt-Sein und europäische Sicht	154
R. Chrysostomus Grill	
Der heilige Berg Athos – Garten Mariens	164
SCHÖNSTATT SPIRITUELL	
Schicksalsverwobenheit (Pater Joseph Kentenich)	174
SCHÖNSTATT INTERNATIONAL	
Gertraud von Bullion – Werkzeug eines Neuanfangs (Margret Simon)	178
BUCHBESPRECHUNGEN	185

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung
ISBN 0341-3322

Verleger: Schönstatt-Patres Deutschland e.V.

Verlagsanschrift: Patris Verlag, Postfach 11 62, D-5414 Vallendar-Schönstatt

Redaktionskomitee: Barbara Albrecht, Rainer Birkenmaier, Günther M. Boll (verantwortlich), Lothar Penners, Herta Schlosser, Angel L. Strada

Anschrift

der Redaktion: Patris-Verlag – Redaktion Regnum – Postfach 11 62, D-5414 Vallendar

Herstellung: Fuck, Druck + Verlag, Rügenacher Straße 88
5400 Koblenz-Metternich

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Redaktion zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u.U. nur kurz angezeigt.

REGNUM erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements: Inland DM 24,00 + DM 2,60 Porto. Ausland DM 24,00 zzgl. DM 3,20 Porto. Preis des Einzelheftes DM 6,50 + Porto.

ZEICHEN DER ZEIT

DER ZIPFEL SEINES MANTELS. In den Geschichtsbüchern einer nicht allzu fernen Zukunft werden diese Jahre als ungeheurer Umbruch dargestellt werden. Im Zusammenbruch einer imperialen Macht und im Zerbrechen und Zerbröseln eines Riesenreiches wird das endgültige Vergehen einer alten Ordnung und der Anfang eines Neuen gesehen werden. Das wird besonders deutlich im parallel dazu verlaufenden Unglaublichwerden eines weltanschaulichen Systems, das alle Züge einer säkularisierten Religion an sich trug und sich mit geschichtlicher Notwendigkeit als Weltanschauung der Zukunft verstand. Oft wurde in der letzten Zeit das biblische Traumbild vom eisernen Koloß auf tönernen Füßen zitiert, um den fast lautlos-gespenstischen Zusammenbruch zu illustrieren.

Eines fällt dabei auf: nach einer ganz kurzen Zeit des Atemanhaltens – etwa beim Fall der Mauer und dem Vollzug der deutschen Einheit oder beim Niederschlagen des Putsches in der Sowjetunion – kehrte das Tagesgespräch sehr schnell wieder zu den Tagesereignissen zurück. Da drängen sich handgreifliche wirtschaftliche Sorgen, aber auch ganz einfach das Parteiengezänk wieder in den Vordergrund und überlagern die geschichtlichen Ereignisse. Vielleicht war es ja auch schon immer so, und wir haben es nur nicht lebensnah genug aus den Geschichtsbüchern aufgenommen, daß die wahren Dimensionen der Ereignisse erst in größerem Abstand zutage treten, jedenfalls erst viel später vom Geist der Menschen erfaßt werden. Goethe meinte, daß die Weltgeschichte alle zehn Jahre neu geschrieben werden müßte.

In diesem Kontext sollten wir Christen uns ehrlich und selbstkritisch fragen, wo eigentlich laut und vernehmlich unsere gläubige Stimme im Chor der Interpreten der historischen Ereignisse hörbar geworden ist. Sicher, der Papst hat in seiner jüngsten Enzyklika „Centesimus annus“ ein ganzes Kapitel den Ereignissen des Jahres 1989 gewidmet (ein Novum in der kirchlichen Lehrverkündigung). Aber: wo hat jemand gewagt – aus den Reihen christlicher Politiker oder auch aus dem Raum der Kirchen –, mit ruhiger Sicherheit seine *gläubige Überzeugung* zu bekennen, daß in all den überraschenden und tiefgreifenden Geschehnissen *die Hand Gottes im Spiel* war? Diese seltsame Funkstille wirft ein beunruhigendes Schlaglicht auf die Glaubenssubstanz weiter Kreise. Von Bismarck wird ein Wort zitiert, das in unserem Zusammenhang aufhorchen läßt: „Der Staatsmann selbst kann nie schaffen; er kann nur zuwarten und horchen, bis er die Stimme Gottes über die Ereignisse hindröhnen hört, dann hervorspringen und den Zipfel seines Mantels erfassen: das ist alles.“ Wenn man sich die offenbar von völlig anderen Voraussetzungen ausgehende Einstellung Bismarcks den

geschichtlichen Ereignissen gegenüber vergegenwärtigt, wird der *weitgehende Verlust des Glaubens an die Vorsehung Gottes* greifbar. Wir bekennen in den Glaubensformeln des Christentums Gott als den „Herrn der Geschichte“. Aber wo wird dieser Glaube konkret und lebensgestaltend? „Zuwarten und horchen“ ist eine sozusagen aktive Bereitschaft des gläubigen Menschen, der mit dem Eingreifen Gottes in den Ablauf unserer menschlichen Geschichte rechnet, um dann, wenn die „Stimme Gottes über die Ereignisse hindröhnt“, hervorzuspringen und „den Zipfel seines Mantels“ zu erfassen. Wie taub muß unser Glaubensohr geworden sein, wenn wir die Stimme Gottes in den Ereignissen unserer unmittelbaren Gegenwart nicht mehr hören können.

Solche Überlegungen lassen das große Anliegen Pater Kentenichs besser verständlich werden, daß wir Menschen von heute, in unserer geistig und seelisch total veränderten Landschaft, *auf eine neue Weise den Vorsehungsglauben lernen* müssen. Er war zutiefst beunruhigt über den Schwund des über Jahrtausende zum Grundbestand jeder Religion und allen christlichen Lebens gehörenden Glaubens an das Wirken Gottes im Leben und in der Geschichte des Menschen. Er sah darin eine Bedrohung nicht nur der christlichen Existenz, sondern jeden zutiefst menschlichen Versuchs der Daseinsbewältigung. Als Seelsorger fühlte er sich deswegen herausgefordert, dem Menschen von heute den Weg zu einem Leben aus dem praktischen Vorsehungsglauben zu zeigen. In der Spiritualität seiner Gründung spielt das Einüben in diese Haltung, dem Gott des Lebens und der Geschichte nachzuspüren, eine zentrale Rolle. Zwei Dinge dürften dabei heute unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Zum einen ist nach seiner Beobachtung dieser tastende und deutende Vorsehungsglaube auf der Suche nach dem immanenten Gott die *Wurzel jeder Gläubigkeit*, die den transzendenten Gott zu umfassen sucht. Mit anderen Worten: der Schwund des Vorsehungsglaubens bedroht langsam aber sicher jeglichen Glauben. Und das zweite: mit dem Verschwinden des Vorsehungsglaubens sucht sich diese sozusagen *konkrete Gläubigkeit* ganz offensichtlich *andere Ausdrucksformen*. Die bunte Palette eines Wunderglaubens, vielfältiger Formen der Esoterik, der Astrologie, aber auch einer gewissen Faszination von Erscheinungen, Wahrsagereien und vielem, vielem ähnlichen im heutigen Leben ist wie ein Warnruf. Demgegenüber suchte Pater Kentenich in seiner Spiritualität warme, christliche Glaubenskraft und Glaubensfreude zu verbinden mit der Nüchternheit, die echten christlichen Glauben immer ausgezeichnet hat. Auch wenn Täuschungsmöglichkeiten bleiben, wenn im Hell-Dunkel des Glaubens oft genug das Dunkel überwiegt, wenn wir uns im Antworten auf Gottes Eingreifen immer neu wagen und riskieren müssen – der Weg ist eigentlich deutlich gewiesen: *den Zipfel seines Mantels ergreifen ...*

GMB

* * *

Heilsgeschichte konkret

Das Schicksalsjahr 1942 und seine bleibende Aktualität

Das Jahr 1942 spielt in der bewegten Geschichte Schönstatts eine besondere Rolle. Die Dichte der Ereignisse und ihre schicksalhafte Bedeutung lassen es, um in einem Bild Pater Kentenichs zu sprechen, wie eine Bergeskette über die sonstigen Ereignisse herausragen. Erinnern wir uns: Nachdem mancherlei Vorkommnisse bereits ihre dunklen Schatten über Schönstatt geworfen hatten, wurde der Gründer am 20. September 1941 von der Gestapo verhaftet. Vorausgegangen war ein Wechsel in der Taktik der Nationalsozialisten gegenüber den Kirchen, es war zur Aufhebung vieler Klöster und zur Verhaftung zahlreicher Geistlicher gekommen. Seit Jahren hatte Pater Kentenich zielstrebig darauf hingearbeitet, seine Gründung auf die unvermeidliche Auseinandersetzung geistlich vorzubereiten. Zum 25. Gründungsjubiläum Schönstatts am 18. Oktober 1939 hatte die Gesamtfamilie in ihren Vertretern dem Dreifaltigen Gott „Blankovollmacht“ geschenkt, sich ihm und seinen Plänen vorbehaltlos ausgeliefert.

Die ersten vier Wochen seiner Gefangenschaft verbrachte Pater Kentenich in isolierter Einzelhaft im „Bunker“ der Gestapozentrale (der in seiner niedrigen Enge jetzt im Pater-Kentenich-Haus beeindruckend nachgebaut wurde). Seine Verhaftung und Trennung von seiner geistlichen Familie faßte er wie einen Angriff auf ganz Schönstatt auf. In Stellvertretung vor Gott fühlte er sich aufgerufen, für die Rettung und Zukunft Schönstatts zu leiden. Das erreichte im Januar 1942 seinen Höhepunkt. Inzwischen war er in das Polizeigefängnis im früheren Karmelkloster verlegt worden und erhielt Mitte Januar den roten Schein, der ihn zum Schutzhaftgefangenen der Gestapo erklärte. Damit war der Transport nach Dachau sicher. In einem intensiven Ringen setzte er sich nun mit der klaren Schau auseinander, die in ihm – nach seiner Überzeugung vom Heiligen Geist inspiriert – entstanden war: daß er nicht durch menschliches Bemühen versuchen solle, aufgrund seines Alters und Gesundheitszustandes vor Dachau bewahrt zu werden. Er solle allein darauf bauen und vertrauen, daß göttliche Kräfte ihn und die Familie tragen und führen. Der damit eröffnete Weg hieß: radikaler Glaube an Gottes Bund mit Schönstatt – und höchster geistlicher Einsatz von ihm und seiner Familie aus Verantwortung füreinander. Dieser 20. Januar war eine Zuspitzung der Ereignisse, durch die Gottes Führung ihn zum Sprung einer wagemutigen Glaubensentscheidung veranlassen wollte. Es kam zum Transport, am 13. März wurde er in Dachau eingeliefert, wo ihn bereits einige seiner priesterlichen Mitarbeiter erwarteten.

ten. Es war der Hungersommer 1942, in dem Tausende starben. In dieser Extremsituation kam es am 16. Juli 1942 zur Gründung zweier wichtiger Gemeinschaften seines Werkes, der Marienbrüder und des Familienwerkes. Am 21. August des gleichen Jahres wurde in Brandenburg ein anderer Mitarbeiter Pater Kentenichs enthauptet: der Pallottinerpater Franz Reinisch, der aus Gewissensgründen den Eid auf Hitler verweigert hatte. – Zunächst unbekannt und unbeachtet lief während dieser ganzen Zeit in den Reihen der Marienschwestern eine geistliche Strömung, die später für das ganze Werk von erheblicher Bedeutung werden sollte: seit dem Heiligen Abend 1941 faßte Pater Kentenich die gesamte spirituelle Ausrichtung seines Werkes unter dem Bild des „Mariengartens“ zusammen.

Getragen war diese Kette geschichtlicher Ereignisse von einem geistlichen „Strom“, der in diesem Schicksalsjahr die Schönstattfamilie innerlich erfaßte und prägte. Seinen Höhepunkt und seine prägnanteste Formulierung fand er in der dritten Gründungsurkunde vom Oktober 1944. Später sprach Pater Kentenich von dieser Zeitspanne als vom „20. Januar und seinem Umkreis“ oder vom „zweiten Meilenstein der Schönstattgeschichte“. Er nannte diese Zeit die „Hochzeit der Familie“ und zeigte in einem originellen Wortspiel die bleibende Bedeutung, aber auch die bleibende Forderung dieser Epoche auf: „Jahrzehnte und Jahrhunderte brauchen wir, um das zu entbinden, was damals gebunden worden ist.“ So wird seine Aufforderung verständlich: „Hier haben wir ein großes Stück konkreter Heilsgeschichte vor uns. Es ist unsere Pflicht, dieses Stück Heilsgeschichte immer wieder neu zu lesen und zu studieren. Das ist einfach unser Lebensbuch, Schicksalsbuch, prophetisches Buch.“

Das internationale Schönstatt begeht das Gedächtnis der 50 Jahre seit diesen Ereignissen. Erinnerung muß dabei zur Erneuerung werden, es muß zur Entbindung der damals treibenden Kräfte kommen, damit aus dem Eintauchen in die Geschichte ein neuer Impuls wird zur Gestaltung der Zukunft.

In drei Schritten soll versucht werden, diese treibenden Kräfte aufzuspüren und ihre bleibende Aktualität ansichtig werden zu lassen.

1. GLAUBE ALS DEUTUNGSMUT

Die Hochzeit der damaligen Ereignisse und menschlichen Haltungen war im Kern die Zeit eines hochgradigen Glaubensgeistes, der das Eingreifen Gottes in die Geschichte klar und hellichtig gedeutet und wagemutig beantwortet hat. Man begreift, was sich damals abgespielt hat, erst, wenn

man das Geschehen als Führungsgeschichte versteht – Führung durch den Heiligen Geist zur Verwirklichung göttlicher Pläne und das Sich-ausliefern in radikalem Vorsehungsglauben von seiten des Menschen. Glauben heißt in einem solchen Vorgang vor allem Deutung göttlicher Absichten aus den konkreten Ereignissen und Mut, aufgrund solcher Glaubensdeutung zu handeln. In diesem Sinn kann man von „Glaubensmut“ des Gründers sprechen. Worin bestand er? Pater Kentenich verließ den Bereich des „Normalen“, Gesicherten. Der normale Glaube verlangt nicht solche Glaubenssprünge des Vorsehungsglaubens, sondern „nur“ die Zustimmung zu den Glaubenswahrheiten. Im Tasten nach dem Willen Gottes, im Hinhören auf innere Anregungen und im geisterfüllten Deuten der Ereignisse mußte Pater Kentenich am 20. Januar einen Sprung des Glaubens wagen, über den viele, gerade auch die ihm am nächsten Stehenden, zunächst entsetzt waren. Daß er die angebotene – wenn auch geringe – Chance zur Vermeidung der Deportation nicht genutzt hat, war nicht Leichtsinn oder falscher Heroismus, sondern die Konsequenz aus seiner gläubigen Deutung der Situation. Hatte er alles richtig, d. h. den göttlichen Plänen entsprechend gedeutet? Da konnte ihm keiner Sicherheit geben, die Regeln der Klugheit jedenfalls sprachen dagegen. Im Vollzug dieses Glaubensschrittes war er ganz einsam. Die einzige „Sicherheit“ in solchen Situationen ist das Hell-dunkel des Glaubenslichtes, eine eigenartige innere Sicherheit bei aller bleibenden Unsicherheit. Bestätigungen erfolgen in aller Regel erst viel später. Bei Pater Kentenich war es seine Befreiung aus Dachau und seine Heimkehr nach Schönstatt am 20. Mai 1945. Das eigentlich Große im 20. Januar ist dieser Deutungsglaube, der Mut, über den Tellerrand der bisherigen Wege und Deutungen hinauszugehen und so Gott ganz neue Möglichkeiten einzuräumen. „Sich-ausliefern an den Heiligen Geist und seine Führung“ nennt es Pater Kentenich.

Was kann das für uns heute bedeuten? Die Schönstattgeschichte als konkretes Stück Heilsgeschichte wird für uns zu einer Schule des Glaubens. Es geht nicht primär um ein aszetisches Programm im Sinne der Kreuzesliebe, sondern um ein Mitgehen mit dem Gründer in den Heroismus des Glaubens hinein. Hier ist der ganze und volle Glaube der Kirche lebendig – in seiner sachlichen (was glaube ich?) wie in seiner personalen (wem glaube ich?) Dimension. Pater Kentenich wird zur großen Glaubensgestalt, an der wir uns orientieren und inspirieren können. An ihm sehen wir, daß an der Grenze des Gewöhnlichen und Normalen unser Glaube immer neu herausgefordert wird: Neues zu wagen in einem Risiko des Glaubens, der sich nirgends absichern kann als im nackten Glauben selbst. Nach dem Konzil sagte Pater Kentenich im Blick auf seinen Glaubensweg: „In der seßhaften Kirche der letzten Jahrhunderte und in einem verbürgerlichten Leben hat

der Glaube einen Wesenszug verloren: seinen Wagemut. Ich wage ja nicht, auf etwas zu verzichten, wenn der Geist Gottes etwas verlangt. Der Glaube, wie wir ihn seit Jahrhunderten gepflegt, war ein flacher, ein schwindsüchtiger Glaube, der sich der Wagnisse auf der ganzen Linie entwöhnt hatte. Demgegenüber müssen Sie einmal prüfen, wie der liebe Gott unsere Familie geführt hat – wir haben ja nur von Wagnissen gelebt in den verflossenen Jahren, mag es sich dabei drehen um den Todessprung für den Verstand, für das Herz oder für den Willen ... Es geht immer darum: wir müssen abspringen, wir müssen uns einfach vorbehaltlos der göttlichen Führung ausliefern.“

Die Erziehung zu einem solchen wagemutigen Deuteglauben ist für die Kirche der Zukunft von entscheidender Bedeutung. Das gilt vor allem, weil wir in einer pluralistischen Umwelt leben, die jeden Christen immer neu vor Situationen stellt, in denen er mit dem „normalen“ Glauben nicht mehr zurechtkommt.

Das gilt aber nicht zuletzt für die Schönstattfamilie selbst: wir dürfen uns nicht dazu verleiten lassen, nur brav in dem vom Gründer gebahnten und gesicherten Bereich zu bleiben und selbst keine mutigen Glaubenschritte mehr zu tun. Das wäre ein Mißverständnis der Intention Pater Kentenichs: er wollte nicht nur Nachahmer, sondern Nachfolger, die an seinem Glaubensmut partizipieren und aus der Kraft des Glaubens heraus das Risiko des Deuteglaubens auf sich nehmen. Nachgründerzeiten tragen immer die Gefahr in sich, daß man ängstlich auf die makellose Richtigkeit achtet und damit ganz im Bereich des Gesicherten bleibt. Gerade so aber droht Verfälschung: prophetisches, die Grenzen des Gewohnten sprengendes Handeln wird reduziert auf ein aszetisches Programm. Der 20. Januar macht uns Mut, mit Pater Kentenich und ganz in seinem Geist den radikalen Weg des Glaubens zu gehen und nicht an der Grenze des Bisherigen stehen zu bleiben. So werden geschichtsschöpferische Kräfte entbunden und wird je neu Geschichte gestaltet.

2. UNLÖSLICHE SOLIDARITÄT

Beim Neu-Lesen des „Lebens- und Schicksalsbuches“ in diesem Stück konkreter Heilsgeschichte fällt eine zweite Linie auf: es geht nicht allein um individuelles Streben, um rein persönliches Leben aus dem Glauben, es geht um das enge Verflochtensein aller zu einer schicksalhaften Gemeinschaft. So kann Pater Kentenich am 20. Januar auf einem herausgeschmuggelten Stück Papier zur Deutung des Ereignisses schreiben: „Die Antwort verstehe bitte aus dem Glauben an die Realität der Übernatur und die Schicksalsverwobenheit der Glieder unserer Familie.“ Das geschichtliche Ereignis, das diese Verbundenheit so vital zum Bewußtsein brachte und das

Streben motivierte und orientierte, war die Gefangennahme Pater Kentenichs und die Trennung von seiner Familie. Das schockhafte Erleben der Bedrohung nicht nur seines Lebens, sondern des ganzen Werkes weckte spontan das Verantwortungsbewußtsein füreinander. Von Anfang an deutete Pater Kentenich deshalb die Ereignisse in ihrer von Gott intendierten Sinnhaftigkeit in dieser Perspektive: „Mein Schicksal ist das Schicksal der Familie. Darum ist die Familie in mir und mit mir gefangen. Wie ich, so müssen auch Sie die Gefangenschaft ausnutzen wie ein persönliches Los und Schicksal ... In edlem Wettstreit wollen wir versuchen, einander würdig zu sein.“ Dieses gegenseitige Verantwortungsbewußtsein hat ungeahnte Kräfte geweckt. Tatsächlich war im Laufe der Jahrzehnte seit der Gründung eine so enge Verbundenheit gewachsen, daß die Schönstatt*bewegung* sich mehr und mehr als Schönstatt*familie* erlebte. Das Liebesbündnis mit der Gottesmutter, das jeder Einzelne geschlossen hatte, war kein rein privater Frömmigkeitsakt. Es hatte sich nicht nur ausgereift zu einem Liebesbündnis mit Christus und dem Vatergott, sondern auch zu einem Liebesbündnis untereinander. Immer hatte Pater Kentenich echte menschliche Gemeinschaft charakterisiert als seelisches Ineinander, Miteinander und Füreinander. Das Kernstück in der Überwindung des neuzeitlichen Individualismus sah er im Für-einander gelebter gegenseitiger Verantwortung: „Mein Sein und Leben wirkt auf sie zurück“, betete er in Dachau. Das ist Verlebendigung urchristlicher spiritueller Erfahrung und theologischer Einsicht, wie vor allem Paulus sie in seinen Briefen immer wieder formuliert hat. Die Kirche ist Leib Christi: wenn ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit. Es gibt einen geheimnisvollen Kreislauf der Gnade, an den jeder Getaufte angeschlossen ist, von dem er persönlich zehren darf, zu dem er aber auch durch sein persönliches Leben und Streben beitragen muß.

An diesem Leib gibt es eine vom Heiligen Geist vermittelte und bewirkte Arbeits- und Aufgabenteilung. Im Vorgang des 20. Januar wurde deutlich, daß der Gründer im Ganzen des Werkes eine besondere Stellung einnimmt. Er selbst verstand sich stellvertretend für seine Familie: „Ich schenke dem lieben Gott von ganzem Herzen den Verlust der Freiheit gern. Ich bin bereit, ihn bis zum Ende des Lebens in allen möglichen Formen zu ertragen, wenn ich Ihnen und der ganzen Familie dadurch bis zum Ende der Zeiten Fortbestand, Fruchtbarkeit und Heiligkeit erkaufen kann ... Das Wertvollste, was der Mensch besitzt, ist seine Freiheit. Mit aufrichtiger, glühender Liebe opfere ich diese Freiheit, damit der liebe Gott für alle Zeiten den von mir für Sie so heiß ersehnten Geist der Freiheit der Kinder Gottes überreich schenkt.“ Hier wird ganz deutlich die originelle Wiederentdeckung eines Führungsgesetzes der Heilsgeschichte: schon immer war es Strategie Gottes, einzelne große Gestalten auszuwählen und sie so zu führen, daß an ihrem Verhalten sich ein großes Stück Schicksal ihres Volkes, ihrer Nach-

kommenschaft entschied. So war es bei Abraham, bei Mose – so auf dem Höhepunkt der Heilsgeschichte bei Christus. Das „für uns“ seines Lebens und Sterbens ist der Ur-ansatz christlicher Theologie im deutenden Begreifen unserer Schicksalsverwobenheit in und mit Christus.

So wird dieses Stück konkreter Heilsgeschichte nicht nur zu einer Schule des Glaubens, sondern auch zu einer Schule gelebter Solidarität: es wird ein Beziehungsnetz aufgebaut, das befähigt, dem anderen als Bruder und Schwester zu begegnen. Es ist eine Geschichte menschlich-personaler Bindungen. Die herzliche Liebe zu seiner Familie drängte Pater Kentenich zur Hingabe seiner Freiheit, und die herzliche Liebe der Familie zu ihrem Gründer drängte sie zu ähnlicher Hingabe an Gott und seine Pläne. So entsteht eine Schicksalsverwobenheit von großer Tiefe und Innigkeit. Der Bund mit Gott führt zur Solidarität unter den Menschen, die Bindung an Menschen schützt und fördert die Liebe zu Gott. Schöpfung und Erlösung gehören zusammen. Was wir in der Begegnung mit dem Mitmenschen empfinden und für ihn tun, hat eine Bedeutung für unsere Gottesbeziehung. Das ist ein klarer Protest gegen jeden Supranaturalismus, der nur Gott sieht und wertet. Unsere Gottesbeziehung spielt sich nicht abseits von unseren vielfältigen Beziehungen zu den Mitmenschen und zur Schöpfung ab.

Die gewachsene Solidarität mit dem Gründer und damit auch untereinander muß sich vielfach bewähren. Das gilt ganz besonders auch heute in der Zerreißprobe einer innerkirchlichen Polarisierung, die aus der Spannung zwischen Treue zur Tradition auf der einen, Öffnung für vieles Neue und Zeitnotwendige auf der anderen Seite entsteht. Jede kirchliche Gemeinschaft muß auf ihre Weise diese Zerreißprobe bestehen. Das erfordert das gläubige Annehmen des anderen mit seinem Anliegen, fordert geduldiges Hören aufeinander und Sprechen miteinander, immer neues Aufeinander-zugehen und gemeinsames Durchtragen schmerzlicher Spannungen im Glauben an eine gemeinsame Verantwortung für das Werk des Gründers, für die Kirche Christi. So muß jede Gemeinschaft in der Kirche im eigenen Schoß durchleiden und durchleben, was gemeinsames Los und gemeinsame Aufgabe in dieser geschichtlichen Stunde ist, um so in gläubiger und liebender Solidarität das neue Ufer zu erreichen. Das meint der Gründer, wenn er sagt: „Das Gesetz der unlöslichen Solidarität ist für mich so wesentlich gewesen. Ich könnte mein Leben nicht erklären ohne Sie. Auch alle die Schicksalsschläge – was mich nicht berührt hat, hat Sie berührt; was ich nicht gelitten, haben Sie gelitten. Darum müssen Sie immer festhalten: ein gemeinsames Werk. Und Sie müssen das mit hinübernehmen in die folgenden Generationen ... Sie werden sehen: so muß die Kirche der Zukunft auch das Verantwortlichkeitsgefühl und -bewußtsein für die Braut Christi in den einzelnen Gliedern der Kirche wecken.“

3. KIRCHE IM KLEINEN, KIRCHE IM MODELL

Es war ständig die Rede von diesem „konkreten Stück Heilsgeschichte“, das sich in der Schönstattfamilie am 20. Januar 1942 und in seinem Umkreis abgespielt hat. Ist das nur interessant und von Bedeutung für die unmittelbar Betroffenen, nur für Insider Schönstatts? Pater Kentenich hatte eine andere, viel weitergehende Auffassung. Sein „sentire cum Ecclesia“, sein kirchlicher Sinn und kirchliches Verantwortungsbewußtsein waren so ausgeprägt, daß er die Führung des Heiligen Geistes in Schönstatt für bedeutsam hielt weit über den Raum und Rand Schönstatts hinaus. Immer wieder hat der Heilige Geist im wechselvollen Spiel der geschichtlichen Entfaltung und des geschichtlichen Wandels der Kirche an einzelnen Gemeinschaften gleichsam „eingeübt“, was die Gesamtkirche in der schöpferischen Anpassung an neue Verhältnisse in irgendeiner Weise vollziehen muß. Die Gnaden-, Lebens- und Ideenwelt des 20. Januar und seines Umkreises ist nicht bloß eine interne, schöne und fromme Welt für Eingeweihte, ein Erbe, das wie ein Museumsstück zum Bestaunen und sorgfältigen Bewahren da ist. Sie ist zum Weitergeben, zum Mitteilen und Verschenken da. Was sich in diesem Stück konkreter Heilsgeschichte so fruchtbar erwiesen hat, soll in den offenen Räumen der Kirche und Gesellschaft seine Gültigkeit und Fruchtbarkeit unter Beweis stellen. Das war die Überzeugung Pater Kentenichs, als er 1945 aus Dachau zurückkehrte. Deswegen unternahm er seine Weltreisen, versuchte er den Gnaden- und Lebensstrom dieser Zeit weiterzuleiten, überall neue Stützpunkte zu errichten – Heiligtümer der Gottesmutter von Schönstatt als Brennpunkte dieses neuen Lebens. Deshalb suchte er „Bundesgenossen“ für seine Botschaft. Nur so wird auch seine Reaktion verständlich, als dieses neue Leben als Frucht der Ereignisse um den 20. Januar in Frage gestellt und angegriffen wurde. Er sah eine gewisse Unfähigkeit, dieses neue Leben aus den Kategorien und der Geistigkeit der Moderne zu verstehen. Das ist der Horizont des 31. Mai 1949 – sein Schritt zur Verteidigung des gewachsenen Lebens in Schönstatt wurzelt in der konkreten, gnadenhaften Erfahrung des 20. Januar 1942.

Die Kräfte, die hier aufgebrochen sind, begreift er als Kräfte für eine neue Gestaltwerdung der Kirche in der modernen Gesellschaft – der noch-modernen oder bereits der post-modernen. Sie sind nicht durch abstraktes Denken oder organisatorisches Planen entbunden worden, sondern durch eine dramatische Konfrontation mit dem Leben, mit den Herausforderungen einer geschichtlichen Situation. Aus den tiefsten Quellen des Evangeliums Christi – allerdings gelesen und gelebt aus einem originellen Charisma – haben Pater Kentenich und seine Familie diese Konfrontation damals durchgestanden. So muß es auch heute und in Zukunft sein.

In Maria gegründet

Christliches In-der-Welt-Sein und europäische Sicht*

ZUR GRUNDPOSITION

Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß ich der marianischen Komponente des christlichen Glaubens für die Zukunft der Kirche die größte Bedeutung beimesse. Damit setze ich mich, so, wie heute die Dinge liegen, zu fast jedermann in Widerspruch – keineswegs nur bei meinen eigenen Glaubensverwandten, sondern auch und gerade unter katholischen Kollegen, die sich einerseits in dieser sogenannten nachkonziliaren Periode, was Maria betrifft, gern bedeckt halten, und denen andererseits die Erwartungen, die mich im Blick auf die Mutter des Herrn erfüllen, am Ende denn doch nicht hinreichend römisch-katholisch sind. Es befremdet, daß ich auf ein selbst für viele Katholiken antiquiertes Lehrstück zurückgreife, um, wie es scheint, „progressive“ Ideen daraus zu schöpfen. Damit Sie nun nicht lange an mir herumrätseln müssen, umschreibe ich zunächst kurz und vorläufig meine Grundposition. Ich bejahe vermutlich alles, was die Katholische Kirche prinzipiell von Maria lehrt, das heißt, ich stehe ohne Einschränkung zu den marianischen Dogmen der Römischen Kirche¹. Aber der Blickpunkt, aus welchem ich diese marianische Wahrheit in der Kirchengeschichte, in der Heilsgeschichte lociere, ist nicht im herkömmlichen Sinne katholisch. Er ist andererseits auch nicht genuin-protestantisch. Wenn Sie so wollen: Er ist „ökumenisch“, das heißt, er trägt der Tatsache Rechnung, daß die überlieferten Christentümer insgesamt in eine geschichtliche Strömung fortgerissen sind, in welcher ein fester Glaubens-Stand durch den schlichten Anschluß an die eine oder andere noch bestehende Konfession oder Institution letztlich nicht mehr gewährleistet ist. Wir alle sind in einen grundstürzenden Prozeß der Verwandlung hineingezogen; es ist, als wäre Treibeis einstweilen der Standort. In dieser höchst vorläufigen, von Sekunde zu Sekunde sich wandelnden Situation ist es die vornehmste Aufgabe, die geschichtlichen Kräfte abzuschätzen, die dahin drängen, dem aus Elementen authentischer christlicher Überlieferung unter der Hand sich bildenden Neuen eine Gestalt zu geben. Und so unwahrscheinlich das derzeit selbst für katholische Ohren klingt: Im Mysterium Marianum, und zwar in seiner Bezogenheit auf das römische Petrusamt, ist diejenige rekapitulierende Kraft zu erkennen, die über alles Katholische im engeren Sinne hinaus dazu bestimmt ist, dem Menschen in der Schöpfung seinen Ort zu geben und die Christentümer zur Einheit zu versammeln.

In meiner Studienzeit beeindruckte tief die hochaufgerichtete, geistig durchleuchtete Gestalt des Pacelli-Papstes, Pius' XII., der am Allerheiligentag des Jahres 1950 auf dem Petersplatz zu Rom vor zwei goldenen Mikrofonen die Assumptio Mariae, die Aufnahme Mariens mit Leib und Seele in die himmlische Herrlichkeit zum Dogma erhob. Man sprach unter diesem Papst von dem jetzt anbrechenden Marianischen Zeitalter. Man meinte damit, man trete nunmehr in eine Phase der Geschichte ein, in welcher das Leben oben und unten, links und rechts, durch und durch von Maria bestimmt sein werde; was ja nichts anderes heißen konnte, als daß der lebendige, der dreieinige Gott ausdrücklich von nun an, innerhalb des von Maria Assumpta erschlossenen Glaubenshorizonts, „in, mit und unter“ dem Mysterium Marianum bei seiner Schöpfung zugegen sein wollte. Es kann nicht geleugnet werden: Das in vielem Betracht so begrüßenswerte Zweite Vatikanische Konzil hat solchen Erwartungen ein jähes Ende bereitet. Es war, ich habe es erlebt, wie ein Reif in der Frühlingsnacht. Seit Jahrzehnten² halte ich, ohne gehört zu werden, meinen katholischen Kollegen im theologischen Lehramt vor: Es war ein Fehler, nicht auf den Gedanken zu kommen, das Dogma Pius' XII. und das Konzil Johannes' XXIII. könnten unterschwellig aufs engste zusammengehören; fast möchte ich sagen: wie Ursache und Wirkung. Anstatt die zu erneuernde Kirche in das soeben erst durch das Dogma von 1950 aktualisierte Mysterium der Assumpta, das heißt in die im eigentlichen Sinne so zu nennende „ekklesiale“ Dimension zurückzubergen, wendete man allen Eifer daran, sich von dem marianischen Pontifikat des Pacelli-Papstes förmlich loszureißen. Eben darin scheint mir beim sogenannten nachkonziliaren Katholizismus die Wurzel allen Übels zu liegen.

Natürlich muß ich als Historiker sofort konzedieren, daß der Irrtum nicht zu vermeiden war: Der Abschied von der sogenannten Gegenreformation erforderte für den Augenblick radikale Zäsuren. Aber das hindert doch wohl nicht, zu rasch über Bord Geworfenes unter neuen Bedingungen, aus veränderter Perspektive wiederzuholen.

So werden Sie sich kaum noch wundern, wenn ich Ihnen gestehe, daß nach meiner Überzeugung die Rede vom Marianischen Zeitalter entschieden ihre Wahrheit hatte. Obwohl kein Mensch es heute vor Augen hat, nicht daran denkt und nicht daran glaubt: Im Verborgenen hat sich ein Lebensraum geöffnet, ein Horizont erschlossen, ein tragender Grund gezeigt, der durch Maria bestimmt, um nicht zu sagen, mit ihr identisch ist.

DAS THEMA

Ich fasse jetzt die Formulierung meines Themas ins Auge: Das christliche In-der-Welt-Sein und die europäische Sicht. Diese Kombination ist für mich ein Kompromiß gewesen, nachdem ich stärkste Bedenken dagegen geltend gemacht hatte, die „Bedeutung der Gottesmutter für den Aufbau eines geeinten Europa“ zu erörtern. Was hat mich gegenüber diesem ersten Themenvorschlag so empfindlich gemacht?

Sie sind in diesen Tagen in Berlin zu Gast, und Ihre Blicke wandern offenbar beständig zwischen der Einheit Deutschlands und der Einheit Europas, wie zwischen Zentrum und Peripherie, hin und her. Und wie sollte mich das nicht bewegen, da ich als Berliner unter denen gewesen bin, die den Fall der Mauer und das ungehinderte Hin- und Herströmen bisher getrennter Menschenmengen unter Freudentränen erleben durften? Mittlerweile sind die Probleme klarer hervorgetreten, die seit Öffnung der Grenze zwischen – wie wir Berliner sagen – „Ossis“ und „Wessis“ stehen: Wir wissen, daß die Einheit der Deutschen noch längst nicht verwirklicht ist, daß harte Arbeit und vor allem viel Selbstlosigkeit gefordert ist. Aber nicht nur hier bei uns in Deutschland – auch außerhalb überall in Europa ist ein Bauplatz an den anderen gereiht. Ein Hauptproblem: Das Nationalbewußtsein der Völker, im Westen bei allem Streben nach europäischer Einigung zumeist noch zäh festgehalten, im Osten unter Sprengung der bisher aufgezwungenen Einheit neu entdeckt; die Sowjetunion, aber auch Jugoslawien drohen auseinanderzubrechen. Wo ist das Lasso, mit welchem die auseinanderdriftenden Teile, sofern das wünschenswert ist, eingefangen und ins Eine und Ganze einer organisierten Völkergemeinschaft zurückgeholt werden könnten? Soll die Europäische Gemeinschaft über Gemeinsamen Markt und Währungsunion zur politischen Union vertieft werden? Soll sie nach außen erweitert werden, mit dem Ziel einer Assoziierung und späteren Vollmitgliedschaft der osteuropäischen Staaten? Aber kann man zu den Entwicklungen im Osten überhaupt Zutrauen haben? Und welche Rolle spielt das Wirtschaftsgefälle zwischen West und Ost?

Ich will nicht noch mehr Fragen auf einen Haufen kehren. Die angedeuteten Probleme machen klar: Der Aufbau eines geeinten Europa, nach Theorie und Praxis gleichermaßen schwierig, ist Aufgabe des politischen Sachverstands und der zwischenmenschlichen Beziehungen; ein Vorgang, auf den in unserer gründlich säkularisierten Welt am „Ende der Neuzeit“ das Christentum und die Kirchen nur ausnahmsweise, nur punktuell und keineswegs das Ganze bestimmend Einfluß nehmen können. Das läßt sich trefflich an der ehemaligen DDR illustrieren, wo die Evangelische Kirche

der friedlichen Revolution in ihren Gotteshäusern einen Freiraum bot. Und nun, nachdem alles gelaufen ist, fragt doch niemand die Kirche, was sie im Namen Jesu Christi möglicherweise auch noch zu sagen hätte! Vielleicht darf man Polen mit seinem noch ziemlich allbeherrschenden (aber doch auch schon bröckelnden) Katholizismus als Ausnahme betrachten. Für ganz Europa wäre diese Form politischen Lebens nicht denkbar und vermutlich doch auch nicht wünschenswert. Damit ist zugleich schon daran erinnert, daß es bei uns eine Vielzahl von Kirchen und christlichen Konfessionen gibt – eine Pluralität, die der wirksamen Einflußnahme der Christenheit freilich beständig im Wege ist.

Wenn sich unter solchen Voraussetzungen ein Katholik, eine Katholikin bei uns die Frage stellt: Was kann im Zeichen der Gottesmutter Gutes geschehen? Dann werden sie vermutlich nicht viel weiter kommen als bis zu dem so oft zitierten und in einen ethischen Kontext transponierten Ausspruch Mariens auf der Hochzeit zu Kana: „Was er euch sagt, das tut!“ (Joh 2,5). Für die verhältnismäßig wenigen, welche es angeht, wird es auf eine christliche Ethik hinauslaufen, in welcher das marianische Element im besten Fall eine Tönung bewirkt. Aber der Aufbau Europas im ganzen wird von daher schwerlich eine besondere Note erhalten.

Da haben Sie einen der Gründe, die mich vor dem europäischen Thema im Sinne der heute angestrebten Einheit zurückschrecken ließen. Was hat mich aber dazu veranlaßt, die europäische Sicht nun doch in dem Sinne festzuhalten, daß unter ihrem Blickwinkel das christliche In-der-Welt-Sein in den Blick kommen soll? Das Christentum, obschon derzeit um den ganzen Globus verteilt, ist seit den Missionsreisen des Apostels Paulus und bis auf den heutigen Tag in Europa verwurzelt³. Rom ist eine europäische Stadt. Ein wohlverstandener Eurozentrismus wird die Kirche, wenn es mit rechten Dingen zugeht, immer bestimmen. Hier muß also seinen Ausgang nehmen, wer der Weltchristenheit zu dienen wünscht. In der Christenheit – das sei für jetzt nur als Behauptung hingestellt – gibt es zwei universale Instanzen, nicht weniger und nicht mehr: Maria und den Papst. Wenn man von Jesus Christus, weil er im Sinne des Chalcedonense von 451 wahrer Gott und wahrer Mensch ist, absieht; das heißt, wenn man nur auf die Kreatur, die erlöste Schöpfung hinblickt, so stehen einzig Maria und der Papst für die Christenheit im ganzen. Im Herzen Europas hat sich der singuläre Rapport zwischen Maria und Petrus begeben, der in den marianischen Dogmen der neuzeitlichen Päpste seinen Niederschlag fand. Europa muß im Blick behalten, wer das Eine und Ganze der Kirche umfassen will.

Ich werde nun folgendermaßen verfahren. Einleitend habe ich vom sogenannten Marianischen Zeitalter gesprochen, mit welchem sich, ohne daß die Leute es merkten, ein Lebensraum geöffnet, ein Horizont erschlossen, ein tragender Grund gezeigt hat, der durch Maria bestimmt, um nicht zu sagen, mit ihr identisch ist. In dieser Umschreibung lag schon die grundlegende These meines Vortrags verborgen. Christliches In-der-Welt-Sein ist ein In-Maria-gegründet-Sein. Denn in Maria ist die heile Dimension von „Welt“ erschlossen; unter der Voraussetzung, daß ein solches In-Maria-Sein von einem In-Christus-Sein wiederum wurzelhaft getragen ist. Das scheint ein wenig kompliziert zu sein; ich will es an einem Bilde veranschaulichen. Die Kunstgeschichte kennt Darstellungen der Marienkrönung. Die Heilige Trinität, Vater, Sohn und Heiliger Geist, nehmen Maria in ihre Mitte, um ihr gemeinsam die Krone aufs Haupt zu drücken – wie im Rosenkranz gebetet wird: „Der dich, o Jungfrau, in den Himmel aufgenommen hat; der dich, o Jungfrau, im Himmel gekrönt hat.“ Hier haben Sie jenes „In Maria“ vor Augen, das von einem grundlegenden „In Christus“ getragen wird. Man könnte es mit einem Wort des Pater Kentenichs verdeutlichen: „Maria ist nicht das Zentrum des Christentums, aber sie steht im Zentrum und führt dorthin.“

Was es heißt, daß in Maria die heile Dimension von „Welt“, nämlich der Horizont der erlösten Schöpfung erschlossen ist⁴, begreift man erst, wenn man wenigstens ansatzweise verstanden hat, wie die marianischen Grundwahrheiten ineinandergreifen, um am Ende ein strukturiertes Ganzes sichtbar zu machen. In dem jetzt folgenden zweiten Paragraphen werde ich versuchen, dies strukturierte Ganze knapp zu umreißen. In einem dritten Paragraphen wird davon die Rede sein, wie im Zeichen Mariens die in Europas Geistigkeit gewachsene, aber für die ganze Welt zum Schicksal gewordene Autonomie der neuzeitlichen Subjektivität nicht verdrängt, aber im wohlverstandenen Sinne „verwunden“ wird. Ein vierter Paragraph sucht in die Richtung zu deuten, in welche man aufbrechen muß, um die weltweite Kirchenspaltung – von der Wurzel her ein europäisches Schicksal – zu überwinden. Auf diese Weise wird das europäische Thema nicht sowohl unter Berücksichtigung der im Vordergrund sich abspielenden politischen Ereignisse als vielmehr im Blick auf die geistigen Grundlagen abgehandelt.

MARIOLOGIE IN KURZFASSUNG

1. Die singuläre Bedeutung Mariens steht und fällt mit der jungfräulichen Empfängnis. Man muß nur aufpassen, daß man Mariens Jungfräulichkeit nicht als bloßes Mirakel mißversteht. Wie die kleine heilige Therese so nett

gesagt hat: daß man vor lauter O und Ach darüber Mund und Nase aufsperrt⁵. Mariens Jungfräulichkeit hat einen heilsgeschichtlichen Sinn, den der evangelische Alttestamentler Hartmut Gese, Professor in Tübingen, unter Anwendung der traditionsgeschichtlichen Methode aufgezeigt hat⁶. Gese wehrt die irrige Vorstellung ab, als handele es sich bei der neutestamentlichen Rede von der Jungfrauengeburt (Natus ex virgine) notwendigerweise um ein von außen geborgtes heidnisch-mythologisches Element. Im religiösen Bewußtsein Israels läßt sich ein Entwicklungsprozeß nachweisen, an dessen Zielpunkt die Jungfrauengeburt das von Anfang an Intendierte geradezu erst eigentlich zum Vorschein bringt. Die Pointe, um die es geht, ist Gottes wirkliche Einwohnung in der Welt. In einem frühen Stadium der Geschichte Israels realisiert sich diese noch vorläufig und mittelbar, indem der zum König bestimmte Davidide durch seine Inthronisierung zum Sohne Gottes adoptiert wird. Einen weiteren Entwicklungsschritt markiert die Geburt des messianischen Kindes, von Micha 5,2 spannt sich der Bogen zur Johannesapokalypse 12,1 ff., wo ebenfalls die messianische Geburtserwartung vorliegt. Wichtig in diesem Zusammenhang Geses Hinweis auf die hypostasierte Weisheit, die nach Proverbia 8,22 ff. „als in der Urzeit geschaffenes Kind Gottes vorgestellt werden mußte“. Die Weisheit repräsentiert die Ordnung Jahwes und gewinnt insofern eine mit dem Zionskönig (dem anderen Kind Gottes) vergleichbare Funktion. Wie die Lade findet die Weisheit auf dem Zion bleibende Wohnstatt (Jesus Sirach 24,3 ff.): Weisheitstheologie und Zionsmessianismus sind an der Wurzel verbunden, und von hier aus kommt es zur Präexistenz des Gottessohnes. Den letzten Schritt auf dem Weg einer immer näher herankommenden Gegenwart Gottes in der Welt vollzieht das Neue Testament: Einer Adoption zum Sohne Gottes bedarf es nun nicht mehr, denn physische Geburt und die Geburt zum Sohne Gottes fallen zusammen; das Motiv der Einwohnung Gottes in dieser Welt wird mit der Jungfrauengeburt zur letzten Konsequenz geführt.

Wo aber Gott der Vater ist, da hat ein irdischer Vater nichts zu suchen. Der weibliche Mensch, Maria, nimmt den ewigen Sohn als dessen Mutter empfänglich entgegen: „Der Herr hat Großes an mir getan.“ Es gibt die jungfräuliche Mutter eben deswegen, weil Gott total und unmittelbar in seiner Schöpfung einwohnen will. Als Organon des Heilshandelns Gottes empfängt Maria ihren Glanz.

2. Die jungfräuliche Mutterschaft Mariens ist Grundlage und Ausgangspunkt für alles weitere Nachdenken über Maria. Der zunächst wichtigste, für die Zukunft richtungweisende Aspekt ist derjenige der neuen Eva. Dieser Gedanke wird um die Mitte des zweiten Jahrhunderts vom Apologeten Justin, dem genialen Anfänger christlicher Theologie, entwickelt und gegen

Ende desselben Jahrhunderts von Irenaeus, dem „Vater der katholischen Dogmatik“, ausformuliert. Der Grundgedanke: Wie Eva durch ihren Ungehorsam für sich selbst und für das ganze Menschengeschlecht Unheil bewirkt hat, so hat Maria, als die neue Eva, durch ihren Gehorsam für sich selbst und für das ganze Menschengeschlecht Heil bewirkt. Diese im Anschluß an die paulinische Adam-Christus-Typologie konzipierte Eva-Maria-Parallele impliziert eine Reihe von Grundaspekten, die auch dann ihre Gültigkeit behalten, wenn die erste Eva nicht als historische Person, sondern als Typos betrachtet wird.

2.1. Maria wird als neue Eva heilsgeschichtlich geortet, indem sie zur ersten Eva in Relation gesetzt wird, und zwar vermittels der sogenannten antithetischen Typologie, wie man die hier verwendete Gedankenfigur nennt.

2.2. In Maria ist die Grundsituation der erlösten Menschheit erschlossen. Die Kirchenväter bekräftigten dies, indem sie lehrten: Maria hat mit ihrem Ja zur Menschwerdung Gottes im Namen der ganzen Menschheit gesprochen.

2.3. Der heilsgeschichtliche Standort, den Maria als neue Eva einnimmt, kann als Wurzelboden für sämtliche später noch hinzutretenden marianischen Wahrheiten betrachtet werden: Maria ist alles, was sie ist, als die neue Eva, will sagen, als eine Art Stammutter der erlösten Menschheit.

3. Die Gott in sich Raum gewährende neue Eva: Sie wird nun von den Gedanken der frühen Kirchenlehrer umkreist, und das erste Interesse wendet sich der Sicherung der jungfräulichen Mutterschaft zu, welche für Gottes unmittelbare Einwohnung die Bedingung ist. Das führt auf dem Fünften Ökumenischen Konzil zu Konstantinopel von 559 zur Dogmatisierung der immerwährenden Jungfräulichkeit Mariens: Maria ist *aeiparthenos* (griechisch), *semper virgo* (lateinisch): Immerwährende Jungfrau. Die Gedankenarbeit der Kirchenväter, die zu diesem Ergebnis führte, mutet uns Heutige zum Teil skurril und abwegig an, was vor allem damit zusammenhängt, daß sich die mönchisch-asketische Tendenz der Zeit der Mariengestalt bemächtigt hat. Es ist ja ganz in der Ordnung, wenn Mönche und Nonnen sich an Maria in dem Sinne orientieren, daß sie deren Jungfräulichkeit als einen Hinweis auf die von aller Erdschwere entbundene eschatologische Vollendung verstehen. Aber Maria zur sinnenfeindlichen Asketin zu machen: Auf diese Idee sind Männer wie der hl. Hieronymus gekommen, und es ist völlig absurd, denn es widerspricht dem biblischen Text. Nicht deswegen kannte nach Lukas 1,34 Maria keinen Mann, weil der Sexus prinzipiell zu vermeiden war, sondern weil Gott unmittelbar in der Welt einwohnen wollte; weil er Maria, nach alter kirchlicher Lehre, zu seiner Mutter ewig prädestiniert hatte.

4. Das Dritte Ökumenische Konzil von Ephesus 431 dogmatisierte die Gottesmatterschaft Mariens: Maria ist Theotokos (griechisch), Deipara oder Deigenetrix (lateinisch): Gottesgebäerin. Das war die andere Seite derselben Sache: Als jungfräuliche Mutter, und eben nur als diese, ließ Maria Jesus Christus, wahren Gott und wahren Menschen, die zweite göttliche Person der Heiligen Trinität, in sich einwohnen; und insofern ist sie Gottesmutter.

5. Im 5. und 6. Jahrhundert erwachte der Glaube an die Aufnahme Mariens mit Leib und Seele in die himmlische Herrlichkeit: Analepsis (griechisch), assumptio (lateinisch); Aufnahme. Die beiden Probleme müssen hier unerörtert bleiben, daß 1. dieser Glaube so spät entstand, und daß er sich 2. zu Anfang auf apokryphes Schrifttum stützte. Maria verlor als die Assumpta nicht den Standort, den sie als neue Eva innerhalb der Heilsgeschichte gewonnen hatte. Aber aus diesem festen Standort erwuchs sie gleichsam in ein Umgreifendes (wie aus seiner Wurzel der Baum den Wipfel entfaltet), kraft dessen sie die Menschheit durch ihre für den Glauben immer mitgehende Gegenwärtigkeit umschloß. Man mag sich das an der mittelalterlichen Schutzmantelmadonna verdeutlichen, die als „Patronin voller Güte“ die ihr Anvertrauten zu umfassen und zu schützen weiß.

6. In der Neuzeit ist, was die Alte Kirche schon grundlegend umschrieben hatte, durch die Katholische Kirche in drei Hauptpunkten präzisiert und aktualisiert worden.

6.1. Das Dogma von der Unbefleckten Empfängnis Mariens (Immaculata Conceptio) wurde 1854 durch Papst Pius IX. verkündet. Vom ersten Augenblick ihrer Existenz an ist Maria der Schuldverhaftung des von Adam herkommenden Menschengeschlechts entnommen, und zwar mit Blick auf die noch ausstehenden Verdienste Christi, wie die für unsere Ohren vielleicht etwas altertümlich klingende Formulierung lautet – propter praevisa merita Christi. Der Sinn: Von allem Anfang an ist Maria ins Christusgeschehen hereingeholt. Sie wird nicht sozusagen erst zusätzlich von Gott entdeckt und herbeigerufen: Sie gehört, wie man auch wieder etwas unzulänglich sagt, als die „Vorerlöste“ immer schon ins Geschehen der Menschwerdung Gottes hinein. Das Kommen Gottes zur Welt ist eine komplexe Einheit und Ganzheit, und von Anfang an sind alle Faktoren beisammen. In Maria ist die Schöpfung schon von Grund auf erlöst dabei, obwohl das Kreuzesopfer noch gar nicht geschehen ist: Man muß hier einen differenzierteren Zeitbegriff anwenden als denjenigen der Chronologie.

6.2. Der im 5. und 6. Jahrhundert erwachte Glaube an die Assumpta, die bei Gott Vollendete, wurde 1950 durch Pius XII. dogmatisiert; davon ist in der Einleitung die Rede gewesen. Es handelte sich um einen vorläufigen

Abschluß der Lehre von Maria. Bekräftigt wurde, daß das Christusgeschehen, das in der Auferstehung und Erhöhung Jesu Christi gipfelt, erst durch die Aufnahme der Immaculata, Semper virgo, Deigenetrix zur Vollendung gelangt. Denn erst damit ist die erlöste Schöpfung grundlegend und vollends in Gott geborgen: Denken Sie an das Bild von der Krönung Mariens!

6.3. Daß es sich bei dem Dogma von 1950 aber nun doch nicht allein um den Abschluß einer Lehrentwicklung handelt, daß vielmehr durch die Assumptio Mariae von Gott her ein Lebensraum geöffnet, ein Horizont erschlossen, ein tragender Grund gezeigt, kurz: ein neuer Anfang gesetzt wurde: Das unterstrich im Jahre 1964 die gegen manchen Widerstand durchgesetzte Deklaration des Papstes Paul VI.: Maria sei Mutter der Kirche (Mater Ecclesiae), nämlich allen Volkes Gottes, sowohl der Gläubigen als auch der Hirten. Diese Deklaration hat nicht den Rang eines Dogmas, aber sie ist die sachgemäße und in die Zukunft weisende Interpretation des mit dem Dogma von 1950 im wesentlichen zum Abschluß gekommenen marianischen Lehrkomplexes und in gewisser Weise (wie ich zu sagen wage) ein vorläufiger Ersatz für das einstweilen zurückgestellte Dogma von Maria als Mittlerin aller Gnaden. Maria empfängt ihre Erhöhung nicht rein um ihrer selbst willen, als ginge es für sie – absurd genug – nunmehr darum, ihre Seligkeit zu genießen und in der Glorie zu erstrahlen. Nein, Maria ist gerade als die kraft ihrer Assumptio im Prinzip schon Vollendete auf der Stelle wieder zum Dienst berufen: Das ist hier der wagemutige Grundgedanke. Als die Irdische war Maria die Mutter des Himmlischen. Als die Himmlische ist sie die Mutter der Irdischen. Es darf daran erinnert werden, daß dieser Standortwechsel, kraft dessen die Gottesmutter (Mater Dei) zur Mutter der Kirche wird, im Johannesevangelium (19, 25 ff.) bereits angezeigt ist⁷. Die Deklaration Pauls VI. ist mithin Schriftauslegung.

7. Damit ist die strukturierte Ganzheit der marianischen Wahrheit in den Grundzügen aufs notdürftigste und für den Hausgebrauch bereits umschrieben. Maria ist 1. ins Christusgeschehen im vorhinein schon hereingeholt; sie ist 2. das Werkzeug der unmittelbaren Einwohnung Gottes in der Welt; und sie ist 3. als die mit Christus Vollendete unser aller Bergung und Heimat jetzt und hier, das heißt, sie läßt wiederum uns, die gläubigen Christen, in sich einwohnen, womit sich das Geheimnis der gott-menschlichen Vereinigung durch sie vollendet.

Das ist der Inbegriff der marianischen Dogmen, und mit dieser eisernen Ration läßt sich zunächst einmal leben. Eine Bedingung, so denke ich freilich, ist zu erfüllen. Maria sollte im Glauben erkannt und gleichsam verkostet werden. Es gibt eine ganz persönliche Erweckung zur jungfräulichen Mutter, wenn der johanneische Christus zu dir und zu mir spricht: Siehe da, deine Mutter (Joh 19, 27)! Wo diese Erweckung geschieht, da wird auf

der Stelle klar: Maria ist nicht dasselbe wie Christus; sie ist nicht lediglich der ausgestreckte Zeigefinger auf das hin, was ich durch Jesus zuvor schon weiß. Ihre von den Dichtern gepriesene unnennbare Süßigkeit und fließende Milde ist „Schöpfung pur“ – wohl zu unterscheiden von der stabilisierenden göttlichen Liebe des gegenwärtigen Christus. Man erfährt, wenn man zu Maria kommt, etwas ganz Eigenes, das Christus gleichsam für sie reserviert hat, das nur bei ihr und sonst nirgends zu finden ist. Vor allem aber erkennt der wahrnehmende Geist, wie Jungfräulichkeit und Mutterschaft paradox verknüpft den spezifischen Personalcharakter Mariens prägen. Und hierin besteht eine förmliche Entsprechung zu Jesus: In der paradoxen Koinzidenz von jungfräulicher Freiheit und mütterlichem Dienst spiegelt sich der Personalcharakter des Gottessohnes, der sich kraft seiner Freiheit zum Gehorsam bis zum Tode am Kreuz erniedrigt hat (Phil 2). Jesus und Maria in lebendiger wechselseitiger Entsprechung: So sieht es der altkirchliche marianische Akathistoshymnos, der Maria deswegen preist, weil in ihr die Gegensätze paradox zur Einheit versammelt sind⁸.

(Ein II. Teil folgt.)

Anmerkungen

- 1) Im Handbuch der Marienkunde, herausgegeben von Wolfgang Beinert und Heinrich Petri, Regensburg 1984, S. 349 ff. hat freundlicherweise Herr Kollege Petri meine mariologische Grundposition skizziert.
- 2) Zuerst in meiner Untersuchung „Sacramentum Unitatis“, ein Beitrag zum Verständnis der Kirche bei Cyprian, BZNW 41, Berlin 1971, S. 147 ff. Vgl. dann insbesondere meinen Beitrag „Und wenn du dermaleinst dich bekehrst, so stärke deine Brüder“; der Bischof von Rom und die Einheit der Christen; in: *Catholica* 30 (1976) 3/4, S. 269-294; wieder abgedruckt in: *Petrus und Papst; Evangelium, Einheit der Kirche, Papstdienst, Beiträge und Notizen*, herausgegeben von Albert Brandenburg und Hans Jörg Urban, Münster 1977, S. 193-218.
- 3) Vgl. Apg 16,9: „Komm herüber nach Mazedonien und hilf uns!“
- 4) Hierzu ausführlicher mein Beitrag „Die Weltlichkeit des Glaubens, die historische Theologie und Maria Assumpta“, in: *Wort Gottes in der Zeit; Festschrift Karl Hermann Schelkle zum 65. Geburtstag*, dargebracht von Kollegen, Freunden, Schülern; herausgegeben von Helmut Feld und Josef Nolte, Düsseldorf 1973, S. 378-409.
- 5) *Sainte Thérèse de l'Enfant-Jésus et de la Sainte Face, Derniers Entretiens avec ses Sœurs*, Paris 1971, S. 338 (Le Carnet Jaune, 23.8.9).
- 6) Hartmut Gese, *Natus ex virgine*, in: Derselbe, *Vom Sinai zum Zion; Alttestamentliche Beiträge zur Biblischen Theologie*, München 1974, S. 130-146.
- 7) Hierzu habe ich mich sehr oft geäußert; zuletzt in meinem Vortrag zum Marianischen Jahr: *Maria, Mutter Gottes, Mutter der Kirche – Perspektiven zur Einheit der Christen aus ökumenischer Sicht*, in: Rudolf Ammann (Hrsg.), *Mit Maria Leben gestalten*, Leutesdorf 1989, S. 59 f.
- 8) Mein Beitrag „Gegrüßet seist du, die du dem Entgegengesetzten zur Identität verhalfst“, in: Wolfgang Beinert usw., *Maria – eine ökumenische Herausforderung*, Regensburg 1984, S. 31-55.

R. Chrysostomus Grill

Der heilige Berg Athos – Garten Mariens

Wer als Besucher oder Pilger vom Athos-Hafen Dafni zum Hauptort und Regierungssitz des Mönchsstaates Athos nach Kariäs hinaufpilgert, um das „Diamonitirion“, die Aufenthaltsgenehmigung zu erhalten, kann im Gebäude der Mönchsverwaltung folgende inhaltsreiche Beschreibung für diesen „Heiligen Berg“ finden:

„Sehr geehrter Herr! Sicher merken Sie, daß Sie unterwegs zu einer Mönchsrepublik sind, dem MARIENGARTEN, weit entfernt von der übrigen Welt, dessen Hauptziel das Gebet, der dauernde Dank-Gottesdienst als auch die Reinigung der Seele und die geistige Übung ist. Dieser heilige Ort ist nicht nur eine historische Gegend mit schönen Landschaften und wunderschönen Kirchen, mit Heiligenstätten und reichen Bibliotheken. Besonders ist er ein Ort geistlicher Übungen, der eine große Menge von Heiligen hervorgebracht hat. Dieser Ort ist von Wundern gestaltet ...“

So ist es wörtlich in deutscher Sprache zu lesen. Diese Erklärung für den ankommenden Pilger ist eine auffallend gute Definition des Berges Athos, die seine vielfältigen Aspekte von der Herrlichkeit der natürlichen Schönheit dieser vor Tourismus geschützten Gegend bis hin zum höchsten Ziel dieser Mönchskolonie als Ort dauernder Anbetung Gottes aufzeigt.

In der Zeit, als Pater Kentenich Gefangener im Konzentrationslager Dachau war (1942 – 1945), konnte er „mit dem ganzen Orient“¹ zusammenkommen und ließ sich auch vom Berg Athos erzählen. Denn auch Mönche von dort wurden als Häftlinge ins KZ Dachau eingeliefert.

Nach seiner Rückkehr hat er seine Schönstattfamilie auffallend häufig auf den Berg Athos aufmerksam gemacht: „Das war einer der großen Vorteile in Dachau. Da konnte ich Fühlung nehmen mit den geistigen Strömungen der ganzen Welt, auch mit den Mönchen, die auf dem Berg Athos waren.“² Dabei ging es ihm darum, alles, was sich im Laufe der Jahrhunderte im Christentum bewährt hatte, aufzugreifen und in die neue Zeit hinüberzuretten. Im Berg Athos sah er bestätigt, was er immer betont hatte: Die Bindung an heilige Orte, die vorgelebten echt christlichen Gemeinschaftsformen, aber auch „gottbeseelte Einsamkeit“ bis hin zu Einsiedeleien sind von größter Bedeutung für die heutige Zeit. Berg Athos als Mariengarten ist bei Pater Kentenich zwar nur indirekt genannt (vermutlich wurde dieser Aspekt ihm nicht eigens dargelegt), er liegt jedoch ganz auf der Linie seiner Absicht, alles, was sich in Orient und Okzident bewährt habe, aufzugreifen. Die Idee vom Berg Athos als „Idealstaat“ sieht er im Zusammenhang mit der Gottesmutter und ihrem Wirken von den Heiligtümern aus.³

Seit einigen Jahrzehnten nimmt die Zahl der Besucher stark zu, so daß strenge Einreisebeschränkungen erlassen werden mußten. Das Fremdartige dieser abgeschlossenen Welt zieht viele Neugierige an. Man kann nur hoffen, daß der heilige Berg in seiner ursprünglichen Ausrichtung als Ort der Gottesverehrung und des Gebetes der Mönche erhalten bleibt.

BERG ATHOS – EIN HERRLICHER GARTEN UNBERÜHRTER NATUR

Was den modernen Menschen besonders anzieht, ist die von Technik und Chemie unberührte Natur. Und diese ist auf Berg Athos in einzigartiger Weise zu finden. Nur ein Bus und einige Autos der Verwaltung beeinträchtigen ein wenig dieses Bild. Wer zu Fuß von Kloster zu Kloster wandert, erlebt eine üppige Welt von Blumen, Pflanzen, Gewächsen und Bäumen, aber auch eine Welt der Klöster, Kirchen, Kapellen, Einsiedeleien, wie sie anderswo kaum zu finden ist. Die Schilderungen der Athosbesucher versuchen uns das zu vermitteln. Der gläubige Pilger wird unwillkürlich zum Dank an den Schöpfer für die herrliche Schöpfung und zum Betrachten der jenseitigen Welt eingeladen.

Der Athos-Pilger Pfarrer Irmiler schildert uns anschaulich sein Erleben dieser wunderbaren Welt:

„Es geht weiter bergauf und hinein in die weiten Bergwälder. Alte, knorrige Olivenbäume. Ihre Blätter glänzen silbern in der Morgensonne. Der Reichtum eines Klosters sind die Olivenhaine und Weinberge. Letztere sind nicht bei allen Klöstern zu finden. Das Wunderbare bei dieser langen Wanderung aber ist der Duft, der von Sträuchern und Pflanzen auf uns Wandersleute zukommt. Nicht nur jetzt am Morgen, sondern zu allen Tageszeiten strömt der Wald betäubende Düfte aus. Fremdartige Pflanzen und unbekannte Kräuter wachsen hier auf dem Athos. Der Herbst beginnt langsam einen leichten Schleier auf die Natur zu legen. Daher strömen die Pflanzen um so reichlicher aus ihren sterbenden Blüten und Dolden den Hauch des Sommers in den taufrischen Morgen. Die beiden Griechen erklären mir manches und sammeln selbst emsig Thymian, Baldrian und Rosmarin. Dicke Thymiansträucher stehen am Wege. Dazwischen Majoranstaude, Myrte und Lorbeer. Alle Athoswanderer schreiben in ihren Berichten von den eigenartigen und einmaligen Eindrücken der Natur auf der Halbinsel. Ein Naturschutzpark? Ich glaube, noch mehr. Da hier in diese Wälder der Mensch bisher noch nicht seine Zerstörungen und seinen Raubbau gebracht hat, lebt die Schöpfung ungestört.

Es gibt andere, die an die Einheit von Kosmos, Gebet, Andacht und Glauben auf dem Athos erinnern. Der Dank der Kreatur sei auf dem Athos

intensiver. ‚Das Paradies der anatolischen Christenheit‘, so wird der Athos auch manchmal genannt. Ob nicht die ganze Landschaft irgendwie an den himmlischen Garten erinnern könnte, von dem Paul Gerhardt in seinem schönen Sommerlied ‚Geh aus, mein Herz, und suche Freud‘ spricht?“⁴

In diesem „Hortus conclusus“, diesem verschlossenen Garten (Hld 4,12), wie man den heiligen Berg mit Recht nennen kann, fällt die Weiterleitung von der Betrachtung der Naturschönheiten zur Betrachtung der Schönheit der jenseitigen Welt offensichtlich viel leichter als sonstwo in dieser Welt. Allerdings kommt hinzu, daß überall die Stätten des Gebetes, Klöster, Skiten, Einsiedeleien, Heiligtümer mit Ikonen zu finden sind, die dem Menschen helfen, die Erde mit dem Himmel zu verbinden, einen Ableger des himmlischen Paradiesesgartens in diesem Landstrich Erde zu erkennen.

Ein anderer Athos-Pilger schildert uns ebenfalls lebendig die Vielfalt dieses Gartens:

„Bei dem überwältigenden Eindruck der fast subtropischen, üppigen Vegetation des Berges Athos nimmt uns nicht wunder, daß gerade hier auf dieser beschützten und umhegten Halbinsel frühchristliche Eremiten Zuflucht vor der Welt suchten, um in diesem Paradies ihr Dasein ganz dem Gebet und der Betrachtung Gottes zu widmen. Die vom Meere zum Athosgipfel aufsteigenden Felsenterrassen haben den frommen Einsiedler eingeladen, hier seine Gebetsklausen zu errichten. Die üppige Natur ringsherum bot ihm alles zum Leben Notwendige; wie auch heute noch der Athos-Mönch im wesentlichen von dem lebt, was ihm Land und Meer spenden ...

Hoch ragt das mächtige Haupt des Athos-Berges über den heiligen Stätten: Er ist die sichere Mitte, der väterliche Hüter, in dessen Schatten sich der verlorenste Mensch geborgen weiß. Den Griechen des Altertums galten Olymp und Parnas als Göttersitze, Sinai und Tabor wurden zu Stätten biblischer Offenbarung. Ähnlich empfindet der Wanderer in der stillen Wildnis dieser ägäischen Halbinsel den Athos als ein Symbol der Gottesnähe, als ein Sinnbild der Hoffnung, die der Mensch auf Gott als den Grundstein aller Grundsteine setzt.“⁵

Das Erlebnis der Schönheit des Gartens verbindet sich mit der Erkenntnis der Festigkeit des Berges. Beide Symbole: Hinweis auf Gott, den Schöpfer der Natur, aber auch Hinweis auf die Herrin des heiligen Berges, die Gottesmutter Maria, die schönste Schöpfung aus der Hand Gottes. In Fresken in der Vorhalle der Hauptkirche des Klosters „Große Lawra“ ist die Gottesmutter als Herrin inmitten ihres Gartens dargestellt: die schönsten Blumen blühen zu ihren Füßen, Engel umgeben sie, die Klöster des Athos sind ihr Eigentum und stehen unter ihrem Schutz, eine große Zahl von Mönchen,

die unter ihrer Führung den Weg der Heiligkeit gingen, huldigt ihr. Der Berg Athos ist ihr Garten, nicht nur in seiner natürlichen Schönheit, sondern vor allem durch die große Zahl der Heiligen, die in ihrem Garten herangewachsen sind.

In diesem Zusammenspiel von Natur und Übernatur, von Schöpfung und Gnade ist sicher ein wesentliches Anliegen Pater Kentenichs für die heutige Zeit aufgegriffen. Die Gottesmutter sieht er als die „Waage der Welt“, als die personale Darstellung der Harmonie von Natur und Übernatur. Das Symbol des Gartens ist ein leichter Weg, um zur jenseitigen Welt emporzusteigen. Maria hat das Paradies wieder zugänglich gemacht (Hymnos Akathistos). Schönstatt möchte er, so sagt Pater Kentenich in den Dachaugebeten⁶, als einen „Gottesgarten“ blühen sehen, gepflegt von der Herrin Schönstatts.

BERG ATHOS – BESUCHT VON DER PANHAGIA, DER GANZHEILIGEN GOTTESMUTTER

Auch ohne die Legende vom Besuch Mariens auf Athos würde jeder Besucher erkennen, daß hier auf diesem Berg nur eine „Königin“ herrscht: die Panhagia, die Ganzheilige Gottesmutter Maria. Die vielen Marienkirchen und Marienikonen bezeugen es. Das Verbot für Frauen, den Athos zu betreten, darf nicht frauenfeindlich gedeutet werden, sondern ist einerseits als Hinweis zu verstehen, daß die Klausur dieser Männerklöster schon am Eingang der 60 km langen Halbinsel beginnt, und es ist andererseits als Ausdruck der gläubigen Überzeugung zu deuten, daß die Gottesmutter und Jungfrau Maria die einzigartige Herrin dieses Berges ist. Die Legende vom Besuch Mariens veranschaulicht in tiefgehender Weise, was gläubiges Empfinden ausdrücken will:

„Bei den Mönchen und Einsiedlern auf dem Heiligen Berg Athos geht eine uralte Legende von Mund zu Mund: Die Panhagia hat noch zu ihren Lebzeiten den Athos aufgesucht und zu ihrem persönlichen Besitz erkoren. Nach der Himmelfahrt des Herrn und der Herabkunft des Heiligen Geistes, so erzählen sie, warfen die Apostel das Los, das einem jeden von ihnen Land und Volk angeben sollte, dem sie die Botschaft des Heils verkünden sollten. Auch Maria warf das Los, und ihr fiel der Berg Athos und das Land Georgien zu.“ Nachdem sie vom Engel Gabriel ein Zeichen erhalten hatte, fuhr sie zusammen mit dem hl. Johannes und anderen mit einem Schiff zunächst Richtung Zypern. Das Schiff wurde aber durch einen Sturm nach Norden zum Berg Athos verschlagen, wo sie mit ihren Begleitern an Land ging und die damals heidnischen Bewohner zu Christus, ihrem Sohn, hinführte.

„Die Heiden führten die Heilige Jungfrau samt ihrer Begleitung auf den Markt der Stadt, wo die Ankömmlinge ihnen die Botschaft des Heils verkündeten. Alle ließen sich taufen. Sie erhielten auch einen Bischof, der sie weiterhin belehren und betreuen sollte. Die Heilige Jungfrau gewann die Halbinsel des Athosberges sehr lieb. Sie bat ihren Sohn, daß er ihr das liebevolle Bergland schenke, damit es ihr Paradiesgarten werde. Der allgütige und allmächtige Gottessohn, der seiner Mutter keine Bitte abschlägt, versagte ihr auch diesen Wunsch nicht. Die Panhagia aber segnete das ganze Volk und verhiess ihm, daß nach Jahrhunderten viele heilige Gottesmänner ihr Land bewohnen würden. Als dann bestieg sie wiederum das Schiff, das sie nunmehr bei günstigen Winden unter blauem Himmel nach Zypern brachte. Seit dieser Zeit, sagt die Legende, ist die heilige Gottesmutter Herrin und Besitzerin des Athosberges.“⁷

Beim Kloster Iwiron wird die Stelle gezeigt, wo ihr Fuß den Athos betreten haben soll. Ein Gemälde im Eingang des Klosters stellt die Ankunft der Gottesmutter auf dem heiligen Berge dar. – Bei einer Pilgerreise zum heiligen Berg haben wir (zwei Schönstätter) deshalb an dieser Stelle besonders des Ereignisses gedacht, da die Gottesmutter am 18. Oktober 1914 die unscheinbare Kapelle in Schönstatt „mit ihrem Fuß berührte“ und um dieses Heiligtum der Mariengarten entstanden ist. Eine Medaille der Mater ter admirabilis von Schönstatt beim Gnadenbild der „Portaitissa“, der Pförtnerin, der besonderen Marienikone des Klosters Iwiron, sollte die Verbundenheit von Athos und Schönstatt für die Zukunft zum Ausdruck bringen. Damit verbanden wir die Bitte an die Gottesmutter, daß eines Tages auch ein sichtbares Zeichen Schönstats auf dem Berg Athos – in irgendeiner Weise – errichtet werden könne.

Berg Athos als Mariengarten bedeutet aber nicht nur Behütetsein durch den Schutz der Königin des Berges, sondern aktives Mittun mit der von ihr vermittelten Gnade und Führung, um das Ziel des asketischen Lebens zu erreichen: die Reinigung von allen Sünden und die Heiligung von Leib und Seele. So kommt es in der Lebensbeschreibung des heiligen Petrus vom Berge Athos zum Ausdruck, der zuerst dem Ruf Gottes nicht gefolgt war, dann aber von der Gottesmutter zu ihrem heiligen Berg geführt wurde, um den Berg der Heiligkeit zu besteigen. In der legendären Biographie sagt die Gottesmutter zu ihm: „Es gibt in Europa einen sehr schönen hohen Berg ... Diesen habe ich auf dem ganzen Erdkreis auserwählt, auf daß er ein würdiger Ort mönchischen Lebens sei. Ihn habe ich sogar zu meinem Wohnsitz erkoren, und in Zukunft soll er heilig genannt werden. Wer dort den Kampf gegen den gemeinsamen Feind des Menschengeschlechtes auf sich nimmt, den werde ich verteidigen zeit seines Lebens, und ich werde mich als seine

unüberwindliche Beschützerin erweisen; ich werde ihn lehren, was er tun soll, werde ihm erklären, was er lassen soll; ich werde ihn pflegen, werde ihn heilen und ernähren; einen jeden werde ich mit Nahrung und Arznei versorgen, sowohl für seinen Leib als auch für seine Seele. Außerdem werde ich ihn, wenn er das Ziel des irdischen Lebens erreicht hat, meinem Sohn und Gott anempfehlen und ihm die Verzeihung seiner Sünden erlangen.“⁸

Der Garten Mariens ist also der Raum, wo der Mensch, der darin lebt, den Weg der Heiligkeit unter der Führung Mariens und der geistlichen Väter des Berges geht. Genau das finden wir auch bei Pater Kentenich. Die Marienkapelle soll „Wiege der Heiligkeit“ für viele sein, und für die Kirche der Zukunft erwartet er sich von Maria als Erzieherin zur Heiligkeit ein überaus fruchtbares Wirken, wenn die Menschen mit der von ihr vermittelten Gnade mittun.⁹

BERG ATHOS – UND DAS WIRKEN DER GOTTESMUTTER IN IHREM GARTEN

Das Wirken der Herrin des heiligen Berges wird in vielfältiger Weise sichtbar: im Leben des einzelnen Mönches, in der Feier der Liturgie und im Beten des Stundengebetes, in der Fülle der Marienikonen und marianischen Gebetsstätten und in den Marienlegenden. Aus den vielen wunderbaren Erzählungen und Legenden, die das Wirken Mariens auf ihrem heiligen Berg bezeugen, sollen nur einige, die in den Zusammenhang des Themas „Garten“ gestellt werden können, herausgegriffen werden.

Die Gottesmutter ist die Pförtnerin

In der Zeit des ikononenfeindlichen Kaisers Theophilos (828–842) lebte in Nizäa eine reiche und tugendhafte Witwe mit ihrem einzigen Sohn. Als verraten wurde, daß sie eine Ikone der Gottesmutter versteckt habe, was der Kaiser verboten hatte, betete sie zu Maria als Herrin der Welt, daß sie ihr Bildnis vor dem Untergang bewahre, und übergab die Ikone den Meeresfluten. Das Bild blieb aufrecht stehen und trieb westwärts auf dem Meer davon. Der Mönch Gabriel vom Athoskloster Klementos zog das Bild aus dem Meer. Es wurde feierlich im Altarraum der Kirche aufgestellt. Doch die Ikone wollte dort nicht bleiben. Der Bruder fand sie am nächsten Tag nicht mehr. Nach langem Suchen wurde sie über dem Portal des Klosters gefunden. Die Ikone wurde in die Kirche zurückgebracht, aber am nächsten Tag war sie wieder über dem Haupteingang. Die Heilige Jungfrau erschien dem frommen Mönch Gabriel und sprach zu ihm: „Sage dem Abt, daß ich selbst mir diesen Platz gewählt habe; denn ich bin nicht gekommen, um von euch

beschützt zu werden, sondern um euch zu beschützen. Und nicht nur für das gegenwärtige Leben, sondern auch für das künftige sollt ihr auf die Barmherzigkeit meines Sohnes und Herrn hoffen dürfen. Das gilt für alle Mönche, die auf dem Heiligen Berg in Frömmigkeit und Gottesfurcht nach ihrer Regel leben; denn diese Gnade habe ich von ihm erbeten und erhalten. Und nun gebe ich euch ein Zeichen: Solange dieses Bild in eurem Kloster bleibt, wird die Gnade und das Erbarmen meines Sohnes nicht von euch weichen.“¹⁰ Das Kloster Klementos geriet im Laufe der Jahre in Verfall, aber die Panhagia wachte über seine Zukunft. Durch den Mönch Johannes den Hagioriten erstand es in neuer Pracht, und wegen der vielen Berufe aus Iberien (ein Land im Westen von Grusinien, südlich des Kaukasus) erhielt es den Namen Iwiron. Die Pförtnerin, so berichtet der Bibliothekar des Klosters, habe durch auffallende Gebetserhörungen ihre Hilfe gezeigt: Befreiung bei Überfällen von Seeräubern, Hilfe bei Hungersnot, Heilung der Zarentochter, Beendigung einer Feuersbrunst in Sparta. Besondere Hilfe gewährte sie einem Wanderer, der an ihrer Pforte abgewiesen worden war. Er hatte daraufhin von der „Portaitissa“ einen alten Golddukat, mit dem ihr Bild geschmückt war, erhalten, um Brot in ihrem Kloster zu kaufen. Seitdem das wunderbare Eingreifen Mariens zugunsten dieses Fremdlings von den Mönchen erkannt worden war, zeichnete sich das Kloster Iwiron besonders durch seine Gastfreundschaft aus, zu der die Mutter des Herrn sie angespornt hatte.¹¹

Ein Lobgebet zu Ehren der Portaitissa bezeugt ihr wunderbares Wirken:

„Als unsere Pförtnerin und rettende Beschützerin eröffne uns die Wege zum himmlischen Reiche, uns, die wir Dich verehren, o jungfräuliche Gottesmutter, in Deinen erhabenen Wunderwerken.

Die Pforte des Himmels eröffne uns, o Jungfrau, die wir zu Dir als der Pforte des Heils unsere Zuflucht nehmen, Du unsere Pförtnerin.“¹²

Von Maria als „Pforte des Himmels“ hören wir in vielen Marienliedern, auch in einem von Pater Kentenich in Dachau verfaßten Gebet:

„Dein heilig Herz ist für die Welt der Friedenshort,
der Auserwählung Zeichen und des Himmels Pfort.“¹³

Die Gottesmutter als Ökonomin

Die Verehrung Mariens als Ökonomin ist mit dem Leben des heiligen Athanasios vom Berg Athos und seiner Sorge für den Lebensunterhalt der vielen Mönche im Großkloster „Große Lawra“ verknüpft. Die Legende erzählt:

Als der selige Athanasios den Bau der Großen Lawra in Angriff nahm, eilten viele Einsiedler herbei und stellten sich unter die Leitung des Heiligen, der sie mit väterlicher Liebe aufnahm und mit verschiedenen Dienst-

leistungen beauftragte. So entstand eine vielfältige Brüderschar, so zahlreich, daß es dem Seligen nicht leicht wurde, sie alle hinreichend zu ernähren. Als nun einmal auch die letzten Vorräte zu Ende gingen, verließ er den Bauplatz und begab sich auf den Weg nach Kariäs, um sich mit dem Protos über seine Notlage zu beraten. Er war ungefähr zwei Wegstunden gewandert, als er eine schöne und majestätische Frauengestalt erblickte, die ihn fragte: „Wo gehst du hin, Athanasios?“ Erschrocken über den außergewöhnlichen Anblick antwortete er: „Ich gehe in Anliegen des Klosters nach Kariäs. Aber du, wer bist du, da hier auf dem Berge keine Frauen leben? Ich fürchte, du bist ein Trugbild, eine Versuchung des Teufels.“ – „Nein, Athanasios“, antwortete die Frau, „fürchte dich nicht, ich bin die Mutter des Erlösers und bin gekommen, dir in deiner Not zu helfen. Schlage mit deinem Stab an diesen Felsen, und du wirst meine Macht erkennen.“

Athanasios tat, wie ihm gesagt worden war. Er schlug mit seinem Stab an den Felsen, und reinstes Wasser quoll in Mengen hervor und überschwemmte den Platz. Da fiel der gottselige Mann zu Boden und küßte die Füße der himmlischen Mutter, während er sie um Verzeihung bat. Maria aber richtete ihn auf und sagte: „Athanasios, ich kenne deine Mühen und Anstrengungen, deine Armut und Not. Hab Vertrauen! Du brauchst dich nicht zum Protos zu bemühen; kehre sofort zurück zu deinen Brüdern. Du wirst alle Lebensmittel in reichem Maße vorfinden; deine Kellerräume sind mit Weizen, Wein und Öl gefüllt. Unter dem Segen des allmächtigen Christos, meines Sohnes und Gottes, werden diese Vorräte reichen, bis dein Werk vollendet ist. Und außerdem will ich, daß du in Zukunft in deinem Kloster keinen Ökonomen bestellen sollst, weil ich selbst die Ökonomin deines Klosters sein werde; ich will Sorge tragen für all eure materiellen Bedürfnisse, wenn die Mönche bereitwillig und freudig ihre heiligen Pflichten erfüllen. Sie sollen nie ihre heiligen Gelübde übertreten noch den feierlichen Gottesdienst und das Privatgebet versäumen.“ So sprach die Gottesmutter und verschwand. Der Heilige aber kehrte zu den Brüdern zurück und fand Nahrung und Material im Überfluß, wie es die Heilige Jungfrau gesagt hatte.¹⁴

In der Vorhalle des Katholikon (der Hauptkirche) der Großen Lawra wird neben dem Grab des heiligen Athanasios eine Marienikone verehrt, die den Namen Panhagia Ikonomissa trägt. Außerdem besitzt die Lawra in einem Hof eine kleine Kapelle, die der Gottesmutter, der Ökonomin, geweiht ist. Wie die „Ökonomin“ für ihre Mönche sorgt, erlebten wir bei einem Besuch beim Gastmönch Petrus. Zuerst mußte ich ihm als Dolmetscher für die vielen Touristen dienen (von Griechisch ins Englische übersetzen, wobei ich das meiste erraten konnte, da ich die Ikonen kannte). Nachdem die Pilger und Touristen gegangen waren (das Fotografieren war streng ver-

boten), wurden die menschlichen Gesetze gelockert, und ich konnte mit meinem Bruder eine zweite genauere Führung mit ihm machen. Dabei durfte ich sogar die „Ikonomissa“ und das Grab des heiligen Klostergründers Athanasios, ja auch die Fresken, die den Athos als Mariengarten darstellten, fotografieren. In meinem Notizbuch verzeichnete ich damals: „Sonntag, den 20. Juni 1976. Die Freundschaft mit Mönch Petrus findet ihren Gipfelpunkt, als wir bei ihm in seiner Klausur Kaffee trinken dürfen. Er lädt uns ein, und wir steigen zu seiner Dreizimmerwohnung die knarrenden Stiegen hinauf. Er ist Schneider – mitten im Zimmer steht die Nähmaschine, an der Wand die Regale, voll mit meist schwarzen Stoffballen. Auf einem Spirituskocher wird das Wasser erhitzt. Inzwischen zeigt uns Mönch Petrus Briefe, die er von Freunden aus aller Welt erhält ... Die ‚Welt‘ kommt zu ihm in Form von Briefen mit Fotos, Päckchen (Gartenschere aus Deutschland, Blumensamen für Gladiolen, Bücher u. a.) und Menschen, die ihn besuchen. Er ist kontaktfreudig und immer zu Späßen aufgelegt. In der Vorhalle ließ er sich neben seiner ‚Ikonomissa‘ sogar fotografieren.“ So erfuhren wir anschaulich das Wirken der Gottesmutter als Ökonomin ihres Paradiesgartens.

Die Herrin des Heiligen Berges als Erzieherin und Führerin im geistlichen Leben

Wer den Berg Athos nur einige Tage bereisen kann (der Aufenthalt wird meist nur mehr für 3 Tage genehmigt), kann selten Einblick in das tiefere geistliche Leben der Mönche gewinnen. Die eigentlichen geistlichen Väter, Mönche und Einsiedler, ziehen sich vor den Besuchern zurück oder wohnen an unzugänglichen Stellen. Im Boot unterwegs zu einem Kloster schrieb mir ein freundlicher Mönch das Jesusgebet und das Mariengebet in mein Notizbuch (auf griechisch): Herr Jesus Christus, erbarme dich unser! Und: „Hyperagia Theotoke soston hymas“. „Überaus Heilige Gottesgebärrin, rette uns!“ Die innere Erziehung der Mönche erfolgt durch die Mitfeier der Gottesdienste und das immerwährende Gebet und das Leben in Gemeinschaft, aber auch durch geistliche Väter. Im Kloster des heiligen Paulus konnten wir den Marienruf an die Gottesmutter über 100 Mal beim abendlichen Beten hören. Ein alter Mönch betete auch vollständig auswendig den berühmten Hymnos Akathistos mit großer Innigkeit vor. „Unterwegs haben wir heute nachmittag“, so verzeichnet mein Tagebuch, „das Mariengebet für alle Gliederungen der Schönstattfamilie gebetet. ‚Ganzheilige Gottesmutter, rette uns!‘ Es ist herrlich, Zeit fürs Beten zu haben.“ Wenn Pater Kentenich in seinem Brief aus dem Gefängnis in Koblenz (zu Weihnachten 1941) davon spricht, daß es darum gehe, „den Mariengarten sorgfältig zu bestellen“, dann fügt er als Deutung hinzu: „Der Kerngedanke ist

der: eine ungemein starke gegenseitige Schicksalsverwobenheit und ein ungemein starkes Verantwortungsbewußtsein. Wir pflegen dafür zu sagen: ein lebendiges, tiefes, wirksames Liebesbündnis mit- und untereinander ... nicht bloß ein Liebesbündnis mit der Gottesmutter, zwischen Himmel und Erde, sondern auch ein Liebesbündnis zwischen überzeitlichem Haupt und seiner Gefolgschaft und ein Liebesbündnis der Gefolgschaft untereinander.“¹⁵ Berg Athos zeigt der Welt die liebende Verbundenheit der Bewohner des Berges mit ihrer Herrin und Gebieterin und die treue Sorge der Gottesmutter für ihren Paradiesesgarten. In Schönstatt wird im Mariengarten die gleiche liebende Verbundenheit mit Maria, der Königin dieses Gartens, erlebt, aber dazuhin besonders die Solidarität aller Glieder der Bewegung angestrebt („Geschwisterbezug“).¹⁶

Der geistliche Vater, Pater Kentenich, ist dabei als „Gärtner“, als der große Förderer des inneren Lebens, gesehen. Der Mariengarten soll sich nach seiner Sicht in die ganze Kirche hinein weiten, in der Kirche das Familienbewußtsein stärken. Berg Athos und Schönstatt könnten sich in der gleichen Zielrichtung zum Segen für die Einheit der Kirche finden, um ein Liebesbündnis aller Glieder der Kirche in Ost und West mit der Mutter Christi anzustreben, aber auch ein Liebesbündnis zwischen den Kirchen in der Vielfalt der Fülle eines Gartens Gottes und der Einheit der Geister und Herzen. Das kommende Jubiläum des Mariengartens in Schönstatt (Weihnachten 1941 – 1991) kann sicher im Sinne des Gründers einen (wenn auch mehr verborgenen) Beitrag für eine tiefere Einheit der Geister und Herzen der Kirche in Ost und West bringen.

Anmerkungen

- 1) Kentenich, J., Texte zur Ostsendung, hrsg. v. P.C. Grill, Vallendar-Schönstatt 1991, S. 117 j und 123
- 2) Ebd. S. 110–128 (Berg Athos); hier S. 111
- 3) Ebd. S. 114 ff.
- 4) Irmiler, Rudolf, Geheimnisvoller Athos (Brunnen-Taschenbuch Nr. 29), Gießen und Basel 1965, S. 40 f.
- 5) Eller, Karl, Der heilige Berg Athos, München-Planegg 1954, S. 18 f.
- 6) Kentenich, J., Himmelwärts, Vallendar 1979, S. 100
- 7) Stolz, Benedikt OSB, PANHAGIA, Legenden vom Athos, Essen 1965, S. 18 f.
- 8) Ebd. S. 25
- 9) Monnerjahn, E., Pater Kentenich – Prophet und Werkzeug marianischen Neuanfangs, Vorträge zum 15. September 1987, hrsg. vom Sekretariat P.J. Kentenich, Vallendar 1987, S. 66 ff.
- 10) Stolz, Panhagia, S. 30
- 11) Ebd. S. 27–33
- 12) Ebd. S. 90
- 13) Kentenich, J., Himmelwärts S. 141
- 14) Stolz, Panhagia, S. 35 ff.
- 15) Kentenich, Pater J., Oktoberwoche 1950 (Manuskriptaussage mit 443 Seiten), S. 368 f.
- 16) Monnerjahn, E., a. a. O., S. 68 ff.

SCHÖNSTATT SPIRITUELL

Immer wieder ist Beobachtern Schönstatts die starke Verbundenheit der Mitglieder mit ihrem Gründer aufgefallen. Nicht wenigen erscheint das übertrieben, aus dem Rahmen des heute Üblichen zu fallen. Im geschichtlichen Ereignis des 20. Januar 1942 spielt die Solidarität zwischen Gründer und Gründung eine entscheidende Rolle. PATER KENTENICH nennt es die „Schicksalsverwobenheit der Glieder unserer Familie“. Wenn das bewußte Hervorheben dieser Tatsache zu diesem Zeitpunkt neu war, gilt es aber keineswegs für die Tatsache als solche: die innere Verknüpfung zwischen Gründer und Mitgründern war langsam gewachsen, stellt einen Lebensvorgang dar. Wohl zum ersten Mal hat Pater Kentenich diesen Vorgang, der zum Charakteristischsten in seiner Gründung gehört, in seiner Ansprache beim silbernen Priesterjubiläum 1935 beschrieben. Im Folgenden werden die wesentlichen Abschnitte wiedergegeben.

Schicksalsverwobenheit

Es ist eben in launiger Weise gesagt worden, was eigentlich mich persönlich bewegt. Es ist ja wahr: ich feiere eigentlich mit Ihnen Jubiläum. Ich denke da an all diejenigen, die im Laufe der 25 Jahre mit mir zusammengearbeitet haben. Ja, Ihr Jubiläum zu feiern, habe ich Sie eingeladen. Ist es denn nicht so: was der große Gott von Ewigkeit vorgesehen, das ist mit der Zeit Wirklichkeit geworden. Ich weiß nicht, ob es in der Gegenwart noch eine zweite Gemeinschaft gibt, deren Hauptträger in ihrem Schicksal so unmittelbar verknüpft sind mit dem Schicksal des Leiters der Familie, wie die unsere. Und was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht trennen – „quod Deus iunxit, homo non sepat“. Können Sie darum verstehen, daß ich all das, was Sie heute als Dankeshymnen hinausgesungen, vor allem von einer schlichten Treue, daß ich all Ihre Worte mit einer inneren Rührung annehme, sie aber zurückleite an die Adresse, für die sie von Anfang an bestimmt waren – ich denke an Sie alle und an unsere liebe Dreimal Wunderbare Mutter.

Ob Sie mich fragen: weshalb denn Dank? Wem soll ich danken? Ich danke den Toten, ich danke den Lebenden, ich danke den kommenden Generationen.

Ich danke den Toten. Wie heute morgen die Festfeier uns so schön eingestimmt, so wollen wir sie auch aus- und abklingen lassen. Unsere Toten sind nicht tot, unsere Toten sind unter uns am heutigen Tag. Das Werk, das hier geschaffen worden ist, ist in gleicher Weise das Werk der Mitarbeiter. Ich bin nicht denkbar ohne Sie. Das ganze Werk ist nicht erklärbar ohne Ihre persönlichste, tiefste Mithilfe und Mitwirkung. Das gilt zuallererst von

unseren Toten. Wen ich darunter verstehe? Soll ich unsere Heldensoldaten in Erinnerung bringen? Ich mag sie nicht alle mit Namen nennen, um niemand Unrecht zu tun. Selbstverständlich gehören auch hierher unsere Toten aus den Reihen unserer Schwestern ... Ein Dankeslied möchten wir und müssen wir singen Vinzenz Pallotti. Auch er gehört zu den Toten, die Heimatrecht haben hier in Schönstatt ...

Einen Dank, ein Dankeswort, darf ich aber auch und muß ich sprechen den Lebenden. Ich meine hier vor allem diejenigen, die entweder die 25 Jahre hindurch oder ein Großteil dieser Jahre ihr ganzes Lebensschicksal mit dem meinen verknüpft haben. Ich darf es noch einmal sagen: suchen Sie einmal noch eine zweite Gemeinschaft in der Gegenwart, die so Geist vom Geist und Fleisch vom Fleisch der einzelnen Mitglieder ist, wie die unsrige. Oder übertreibe ich? Suche ich nur durch ein paar taktische Griffe alles das, was an sich unangenehm ist, abzuschütteln und weiterzuleiten? Nein, das ist meine Überzeugung: das ganze Werk, das geworden, ist in gleicher Weise Ihr Werk, so wie es mein Werk ist. Ich weiß nicht, wo ich beginnen darf. Weil schon mal die ganze Feier mehr den Charakter der Familienfeier hat, werden Sie es nicht übelnehmen, wenn ich schon mal mehr in der ersten Person spreche, als ich das sonst gewöhnt bin.

Hören Sie bitte und prüfen Sie, denken Sie an alle Verantwortlichen in der Familie, an die älteste und mittlere Generation, an die Schönstattpriester, die Frauen, an die Marienschwestern – zum allergrößten Teil, vielleicht mit einer einzigen Ausnahme, ist aller Schicksal jahrzehntelang mit dem meinen verknüpft gewesen. Ob ich nicht irre, wenn ich sogar erkläre: deren Berufung zu Schönstatt hängt nachweisbar durchweg zusammen mit einer ersten persönlichen Begegnung. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie solche Behauptungen nachprüfen wollten, denn mir liegt sehr daran, daß wir uns innerlich miteinander verwachsen fühlen, so wie das der Dreifaltige Gott von Ewigkeit her gewollt hat: „quod Deus iunxit, homo non sepat.“

Und die gegenseitige Treue wird umso tiefer, umso kraftvoller, je klarer wir sehen, wie der liebe Gott Menschenschicksale in eigenartiger Weise miteinander verknüpft hat ...

Wenn ich denke an die erste Generation, an all diejenigen, die jetzt unmittelbar mit mir zusammenarbeiten, ist es selbstverständlich: deren Kindlichkeit fand eine Antwort in meinem Mannesleben, und deren ganzes Leben ist mit meinem Denken und Wollen verknüpft gewesen. Wenn ich auch denke an die erste Generation unserer Schönstattpriester oder an unsere Schwestern, weiß ich zumeist, daß die erste Bekanntschaft von einer Tagung oder einer persönlichen Aussprache herrührte. Und ich glaube, ich könnte den Einzelnen noch nachweisen: da fing die Gnade an zu wirken, da war die gegenseitige Fühlung hergestellt, und von da aus ist das gegenseitige Verhältnis ungemein fruchtbar geworden. Ja, meine liebe Schönstattfami-

lie, so ist es, diese erste Verbindung ist durchweg nachher in eigenartiger, tiefgehender Weise wirksam und lebendig geworden. Das ganze große Werk, vor dem wir jetzt staunend stehen, ist aus dieser geschlossenen, innerseelischen, persönlichen, gemeinschaftlichen Arbeit gewachsen.

Ob Sie mir übelnehmen, wenn ich einmal versuche, Ihren Anteil an diesem Werk kurz zu umreißen? Dann muß ich Ihnen zunächst gestehen: Sie selber haben einen ungemein starken Einfluß auf meine eigene persönliche Entwicklung gehabt ... Das Buch, das ich gelesen, ist das Buch der Zeit, das Buch des Lebens, das Buch Ihrer Seele. Hätten Sie mir Ihre Seele nicht so rückhaltlos erschlossen, die meisten geistigen Errungenschaften wären niemals entdeckt worden. Aus Büchern kann man das nicht lesen, das kann man nur aus dem Leben lesen ...

Gestern abend erinnerte mich einer unserer Alten daran, wie ich damals, als sie im Kriege waren, schon ein warmes Herz gehabt haben müsse. Ich hätte so unter der Hand für allerlei Kleinigkeiten gesorgt, für einen Kopfschützer, eine Unterjacke usw. Es ist wahr, für unsere damalige Jugend habe ich viel Herzenswärme in mir lebendig werden lassen. Aber diese Entwicklung ist weitergegangen durch alle Menschen, die mir der liebe Gott geschenkt und die Forderungen an mich gestellt haben.

Wenn Sie wissen wollen, worin das Geheimnis einer fast überreichen Fruchtbarkeit liegt, dann darf ich Ihnen sagen: es liegt in dieser tiefen, gegenseitigen innerseelischen Verknüpfung. Und wenn vorher gefragt wurde: woher kommt denn dieser Reichtum des Herzens und des Geistes?, darf ich Ihnen sagen: ein Mensch, der liebt, der letztlich seine Liebe hineingelegt hat in das Herz Gottes, nimmt in gewissem Maße teil am unermeßlichen Reichtum der Gottesliebe. Und wenn irgend etwas nicht arm macht, dann ist es das Lieben, das Verschenken der Herzenswärme. Und Sie alle, die Sie Forderungen an mich gestellt – bald laute, bald stille –, dürfen sich sagen: ohne Sie wäre ich persönlich nicht das, was ich heute bin. ... Und ich wünsche, daß der liebe Gott – und ich bitte, daß er allen kommenden Generationen soviel Gelegenheit gibt, still im Hintergrund Menschenseelen zu dienen, wie ich es tun durfte. Der größte Reichtum flutet auf den zurück, der seine ganze Kraft in den Dienst der Seelen zu stellen sich bemüht.

Aber das reicht noch nicht. Was ich so lesen durfte in Ihren Seelen, das gab mir durchweg die Richtung an für die jeweiligen Teilziele, die wir erstrebten. Es mag ein nüchterner Geschichtsschreiber später einmal kritisch forschend nachweisen, daß die letzten Großziele und das bewußte Festhalten an diesen Zielen primär meine Aufgabe in diesen 25 Jahren gewesen ist. Aber die einzelnen Teilziele, die verwirklicht werden sollten, das Festhalten, das Herausstellen dieser Teilziele und das erleuchtete Ringen um die Verwirklichung, das, meine liebe Schönstattfamilie, ist schlankweg undenkbar ohne Sie. Und hier beginnt in tiefgreifender Weise die Verket-

tung des Handelns und Wollens, des Lebens und Liebens. Soviel leben die Dinge noch alle in mir, daß ich Ihnen in den meisten Fällen sagen kann: das und das ist von dem und dem, das ist ein Stück von dessen Seelenleben, das ist ein Stück von deren Seelenleben. Das ist die geheimnisvolle Quelle unserer tiefergehenden Gemeinschaft ... Wenn Sie mir für irgend etwas dankbar sein wollen, dann ist es das eine, daß ich mich bemüht habe, alles das aufzugreifen, was in Ihnen am Werden war, Ihnen eine Bahn zu schlagen und, nachdem es einigermaßen auch in der Gemeinschaft leben durfte, es auch jeweils als Parole herauszugeben. So könnte ich Ihnen sagen, wer damals der Hauptträger war in unserer Missionsbewegung. Ich habe als Baumeister ja einzeln aufgebaut. Und wo ich wußte, daß etwas Gesundes am Werden war, habe ich mich vollständig zurückgezogen, weil ich dachte, es wird schon wachsen. Ich könnte Ihnen auch sagen, wer die Hauptträger waren, als die Außenorganisation gegründet wurde. Halten Sie fest: das ist nachweisbar und in ausgesprochener Weise jeweils Ihr Werk ...

Meine liebe Schönstattfamilie! Geben Sie mir zu, daß ich mit Recht die Dankeshymnen, die Sie gesungen, dankbar-freudig zurückadressiere an Sie. Ich weiß, daß ich damit ganz allgemein umreiße, was mich persönlich bewegt. Ich könnte ein Loblied singen auf all diejenigen, die in dem Gesagten nicht direkt gemeint waren. Ich denke jetzt an alle, auch an die junge Generation, an Sie alle, die durch die Bereicherung des Gnadenkapitals immer wieder die Garanten der Familie gewesen sind. Wenn es von Anfang an mein Ideal war: ich tue in der ganzen Familie nichts ohne meine Mitarbeiter, dann weiß ich, daß dieser Gedanke alle meine Handlungen durchdringt. Die Ewigkeit wird es einmal zeigen, wie die kleinsten und unscheinbarsten Seelen unserer Familie Güter um Güter beigesteuert haben ... Jeder entdeckt sich selbst, das Beste seiner Seele, in der Familie wieder, in all dem, was wir wollen. Das ist ein Stück Idealpädagogik, Bewegungspädagogik, antizipierende Pädagogik.

WERKZEUG MARIENS

Werkzeug Mariens zur Förderung der Welt zur Rettung der Seele - in
Genauds Schriften ist dies ein oft gebrauchtes Wort. Es ist ein Schlüssel-
wort für ihr Leben.

Gertraud von Bullion – Werkzeug eines Neuanfangs

Am 6. September 1991 hat Bischof Josef Stimpfle von Augsburg den Seligsprechungsprozeß für Gertraud Gräfin von Bullion eröffnet, deren 100. Geburtstag am 11. September war. Damit ist unser Interesse stärker auf die Frau gerichtet, die den *Anfang der Frauenbewegung in Schönstatt* wesentlich mitbestimmt hat. Sie war das Werkzeug für diesen Neuaufbruch vom Heiligtum aus.

Das Werden der Frauenbewegung, der nach der Gründeraussage eine „schier endlose Fruchtbarkeit“ geschenkt wurde, reicht in das Jahr 1920 zurück. Wir sind gewohnt, Männernamen mit dem Entstehen der Außenorganisation Schönstatts während des ersten Weltkriegs zu verbinden; es gehören auch Frauennamen in diese Reihe, und der von Gertraud an eine vordere Stelle.

Schon 1917, während ihres Einsatzes als Rote-Kreuz-Schwester, kam sie mit Schönstattsodalen in Kontakt. Die Apostolatsmethode Schönstatts, seine Art der Gemeinschaftspflege unter schwierigsten Verhältnissen, die den Mitgliedern Motivation und Kraft zum Streben nach höchsten Zielen vermittelte, entsprach ganz ihrer persönlichen Lebenseinstellung und zog sie an. „Sie richtete ihr Leben und ihre Arbeit ganz still für sich im Sinne der Schönstätter Bewegung ein“ – auch wenn ihre wiederholte Bitte an den Gründer um Seelenführung und offiziellen Anschluß an die Bewegung nicht oder vorläufig noch nicht erfüllt wurde. Darin zeigt sich ein Wesenszug Gertrauds: abwarten liegt ihr nicht, zupacken, das ist ihre Art. Sie wollte wirken, sie wollte Werkzeug sein. Nikolaus Lauer, der in den frühen dreißiger Jahren ihre Biographie „*Serviam*“ verfaßte, antwortete auf die Frage, was ihm an ihr am meisten imponiert habe: „Das katholische Vorwärtsdrängen, der apostolische Geist.“ Es ist der Geist des Apostolischen Bundes, der sich bei der Gründungstagung in Hörde das Pauluswort zum Motto wählt: *Caritas Christi urget nos* – die Liebe Christi drängt uns (2 Kor 5,14).

WERKZEUG MARIENS

Werkzeug Mariens zur Erneuerung der Welt, zur Rettung der Seelen – in Gertrauds Schriften ist dies ein oft gebrauchtes Wort. Es ist ein Schlüsselwort für ihr Leben.

Sie war ein fähiges, gut ausgerüstetes Werkzeug. Gertraud (* 11. 9. 1891) war von ihrer adeligen Herkunft tief geprägt, nicht in dem vordergründigen Sinn, über andere hinausgehoben zu sein, sondern in dem letztgültigen, für andere verantwortlich zu sein. „Serviam“ ließ sie in ihre Kongregationsmedaille eingravieren. Werkzeugliches Dienen war ihr Lebensprogramm. Obwohl in ihrer Familie nicht alle den katholischen Glauben praktizierten, war Gertraud ausgesprochen religiös empfänglich. Ihre Frömmigkeit erhielt die typische Prägung der Sacré-Cœur-Institute, in denen sie (in Österreich, Belgien und England) ihre standesgemäße Schulausbildung erfuhr: Heilandsliebe, besonders als Herz-Jesu-Verehrung, Marienliebe und aus dieser Liebe heraus Verantwortung für die unsterblichen Seelen. „Ich habe eigentlich zwei Leidenschaften“, bekannte sie von sich, „die eine ist, allen Menschen zu helfen, jedem da, wo er es braucht; die andere, Gott überall geliebt und geehrt zu wissen.“

Gertrauds Vater und ihre Brüder waren hohe Offiziere, so kann ihre patriotische Einstellung kaum überraschen. Aus Liebe zum Vaterland meldet sie sich im Ersten Weltkrieg freiwillig zum Einsatz als Rote-Kreuz-Schwester. Vier Jahre lang dient sie aufopfernd Verwundeten und Sterbenden. Sie scheut nicht undankbare und unangenehme Arbeiten: in einer Lazarettwaschküche oder bei der Reinigung eines Gebäudes voll Ungeziefer für ein neu einzurichtendes Lazarett. Als „katholische Großmacht“ wird sie den anderen Schwestern Halt und den Soldaten werbende Einladung zur Begegnung mit Christus in der Eucharistie. Mit ihrer offenen, sicheren Art, der Furcht auch vor höchsten Vorgesetzten fremd ist, die sich der Schwachen und Schüchternen annimmt, gewinnt sie die Herzen. Aufgaben, zumal apostolischen, weicht sie nicht aus. Sie begnügt sich nicht mit der Pflicht und dem Muß.

Gertraud war vielseitig und hochbegabt. Klares Erkennen und Denken, reiches Gemüt und entschiedenes Wollen, dazu überdurchschnittliche musisch-künstlerische Fähigkeiten zeichneten sie aus. Entsprechend weit gefächert sind ihre Berufswünsche: Missionsschwester will sie werden oder die große Krankenpflege erlernen oder sich in Musik, vor allem in Gesang ausbilden lassen. Persönliche und familiäre Verhältnisse und die Schwierigkeiten der Zeit vereiteln alle ihre Pläne. Ihre Berufung wird ihr Beruf – der Ruf nach Schönstatt und unter das Kreuz ihres schweren Leidens. In schmerzlichen Erfahrungen muß sie einüben, einen anderen über sich verfügen zu lassen: „Wie Gott es will, so beuge dich ...“, oft sangen wir's draußen (im Krieg), nun singen wir's nimmer, sondern leben es.“ „Ein brauchbares Werkzeug (muß) im Feuer geschmiedet sein, und uns (bleibt) das Feuer des Kampfes nicht erspart.“

Gertraud war ein erwähltes und gebrauchtes Werkzeug. Schon bei ihrem Lazaretteinsatz in Cambrai (1915 – 1917) beobachtete sie die aposto-

lische Arbeit der Schönstatt-Sodalen. Nach der Verlegung des Lazarets nach Mons in Belgien (1917–1918) kommt sie in näheren Kontakt mit Frater Salzhuber, Alois Zeppenfeld, Nikolaus Lauer und anderen. Salzhuber führt Gertraud in Schönstatt ein und bereitet ihr den Weg ins Heiligtum. In Mons zieht die MTA Gertrauds Herz an sich, wie sie es in der Gründungsurkunde vielen „jugendlichen Herzen“ zugesagt hat. Sie wählt Gertraud zum Werkzeug und Grundstein der Frauenbewegung Schönstatts aus, deren Bitten um Anschluß in das vorsehungsgläubige Horchen des Gründers eingehen. Er erwähnt in mehreren Vorträgen das Jahr 1917, in dem Gertraud den Kontakt zu Schönstatt gesucht hatte, als Anstoß für die Frauenbewegung. Gertraud steht von Anfang an führend in ihr und formt sie mit – in einer sehr schwierigen Zeit, in einer unermüdlichen Kleinarbeit, in Weggemeinschaft mit dem Gründer und ihren Mitschwestern.

In Mons liegt wahrscheinlich auch der Anfang ihrer Tuberkuloseerkrankung. Acht Monate hatte sie „das schwere und undankbare Amt der Wäscheschwester“ inne. „Saubere Wäsche, Umtausch und Abgabe, Waschküche, Trockenboden, alles war in demselben Raum ... im Kellergeschoß ... Anfangs war alles mehr als primitiv ... Aber unverdrossen begnügte ich mich.“

Schönstatt und ihre Krankheit, das sind von nun an zwei Lebensstränge, die sich ineinander verweben und gegenseitig bestimmen.

Schönstatt, den Apostolischen Bund, „die Mutter“ gefunden zu haben und dadurch die Lebensaufgabe – „wie froh mich das macht!“ „Die Mutter hat mich als ihr Werkzeug berufen, im Bunde an der Welterneuerung mitzuwirken. Dieser Gedanke rüttelt mich wach, und ich freue mich dann, ein Leben der Opfer führen zu dürfen, um dem Heiland Seelen zu schenken.“ Hier liegt der Grund für eine unbesiegbare Freude, die Gertrauds Leben auch in dunkelsten Stunden durchzieht.

Je tiefer Gertraud in Schönstatt als ihren Lebensberuf hineinwächst – „Der Bund bin ich. Für den Bund lasse ich mich kreuzigen“ –, um so mehr wird ihr äußeres Leben von der Krankheit bestimmt. Wochen und Monate der Liegekuren in den verschiedensten Sanatorien – eine überaus harte Prüfung für ihre aktive Natur. Ansteckungsgefahr und damit verbunden eine bedrückende Isolierung, ein Weg in innere und äußere Einsamkeit. Im Endstadium bei hohem Fieber und ständigem Husten ein Nachlassen aller Kräfte und dadurch seelische Trockenheit und Müdigkeit bis zu „Wochen schwerster seelischer Krisis“. Und doch immer wieder das Besinnen auf das Leiden als „Aufmerksamkeiten Gottes“ aus der „unerschöpflichen Barmherzigkeit des guten himmlischen Vaters, mit der er mich ständig umgibt“. „Ich will wohl stillhalten, aber das freudige Leiden habe ich noch nicht gelernt, will aber für das Leiden danken“, sagt sie in Isny, der letzten Station ihres werkzeuglichen Todesweges; und etwa acht Wochen vor ihrem Tod das

Treuegelöbnis zum gegenseitigen Liebesbündnis, als sie nicht mehr schreiben, nur noch mühsam sprechen und kaum noch etwas essen kann: „Wie ernst hat's die Mutter genommen mit der Hingabe! ... Aber ich nehme keinen Buchstaben der Weihe zurück, das sagen Sie der Mutter im Kapellchen.“

Ein erwähltes und für die Pläne der Gottesmutter verbrauchtes Werkzeug, ein Werkzeug, das sie in ihre Hand nimmt und zur „altera Maria“ formt.

Gertraud geht im täglichen Neuanfangen den Weg zur Heiligkeit. In den Grabreden wird sie als „Heldin“ gefeiert. „Mitten unter uns leben die neuen Heiligen“, überschreibt drei Jahre nach ihrem Tod das Augsburger Sonntagsblatt einen Artikel über sie. Gertraud war zu dem Ideal herangereift, das die MTA in der Gründungsurkunde zur Bedingung für ihr fruchtbares Wirken vom Heiligtum aus setzt: „... das Werk eurer Selbstheiligung. Diese Heiligung verlange ich von euch“. Gertraud sagt und lebt daselbe so: „Mein Heiland, lehre mich nimmer stillestehn im Opfer, gib, daß ich nie mehr sage, es sei genug ...

Jahr und Tag strebte ich so recht und schlecht, wie eben der Karren lief. Aber erst selten, dann immer häufiger begann der Kampf um das Ganze. Der kann nicht, kann nie ausbleiben bei einer Seele, die sich Gott hingeben, denn Gott ist ein eifersüchtiger Gott, er will uns allein, ganz allein besitzen, kann sich nicht mit den Geschöpfen in unsere Herzen teilen. Wenn wir mit Ernst bedächten, was es heißt: Gott ist eifersüchtig darauf bedacht, die Liebe seines Geschöpfes zu besitzen, könnten wir dann so zaudern und zögern, wie wir es tun? Empfindest Du nicht, wie es eines Gottes so unwürdig ist, ihn mit Halbheiten und Stimmungsdienerei abzuspeisen? Mir ist es in der letzten Zeit so oft wie Zentnerlast auf die Seele gefallen, daß ... eine freiwillige Unterlassung des Wandels mit Gott eine unglaubliche Zurücksetzung der göttlichen Majestät ist. Mit der Erkenntnis solcher Dinge geht eben auch die Erkenntnis der absoluten Notwendigkeit auf, daß Gott das Recht auf unser ganzes Ich hat und daß wir von Rechts wegen gar nicht anders können, als uns ihm restlos, also ohne jeden Vorbehalt hinzugeben ...

Mutter, wenn ich eine Heilige werden soll, so gib, daß niemand es merkt und ich es am allerwenigsten ... Der Vollendung soll meine Liebe entgegenreifen, ja der Vollendung im Opfertod.“

VORBILD UND HELFERIN

Gertraud steht als eine begnadete Frauengestalt und Führerpersönlichkeit am Beginn Schönstatts. „Durch sie ist der Familie viel geschenkt worden“,

sagte Pater Kentenich 1940, „sie hatte ... eine Aufgabe ..., und diese Aufgabe ist noch nicht gelöst. Erst von oben, von der Ewigkeit aus wird sie ganz gelöst werden.“

Im Anfang ist alles enthalten. Wenige Tage vor ihrem Sterben spricht Gertraud gegenüber einer Bundesschwester die große Sorge aus, „daß wir den Geist der ersten Bündler verlieren“. In der Daseinsweise des Himmels wird sich diese ihre Gesinnung und Verantwortung nicht gewandelt haben. So trägt sie Sorge für den Bundesgeist, den Schönstattgeist als Gründergeist, als Ursprungsgeist, wie er in ihr exemplarisch grundgelegt war. In der Vermittlung und Vertiefung dieses Geistes will sie Vorbild und Helferin sein.

Heiligkeitsstreben und Apostolat

Vor der ersten Bundesweihe, die Gertraud mit ihrer Kusine am 8. 12. 1920 ablegte und die unser Gründer 1930 als „das gewichtige, wuchtige Ereignis vom Jahre 1920“ bezeichnete, das „nichts mehr und nichts weniger (bedeutet) als die Teilnahme unserer katholischen Frauenwelt an der großen Sendung Schönstatts“, fand Gertraud dafür in ihrem Vorbereitungsgruppenbrief eine geradezu klassisch präzise Formulierung: „Sagen wir ihr (der Mutter im Heiligtum), daß wir heilig werden wollen und auch anderen dabei helfen wollen; daß aber sie allein uns helfen kann, das Ziel zu erreichen.“

Inscriptiogeist

Bei der ersten feierlichen Weihe im Frauenbund am 16. 4. 1925 wählte der Gründer aus verschiedenen Vorschlägen den von Gertraud für das gemeinsame Weihegebet aus, in dem es heißt: „Führe du mich hin zum Kreuze, an dem ich mit meinem Heiland zu sterben begehre, weil ich ihn liebe und weil ich die ganze Welt seiner Liebe erobern möchte.“ Pater Kentenich sagte 1950 zur Bedeutung dieses Gebetes: „Was hören wir heraus? Kurz, prägnant, steckt Kraft dahinter. Ganz selbstverständlich alles eingestellt auf Ganzhingabe, wir würden heute sagen: Inscriptio.“ 1953 schrieb er an Pater Turowski: „Das Weihegebet, das entstand, darf als Ausdruck der damaligen seelischen Grundhaltung und als Modell aufgefaßt werden, an dem sich – ähnlich wie an Josef Engling, bewußt oder unbewußt – alle späteren Weihen orientierten ... Das Gebet weist eine Höhenlage auf, die nicht leicht überboten werden kann. Es ist unabhängig von Josef Engling, nicht aber unabhängig von der mütterlichen Erzieherin entstanden, die die Erstlinge der Männer- und Frauenbewegung im Herzen getragen und mit treusorgender Mutterhand originell und individuell nach einer geheimen Vorlage – sichtbar für alle folgenden Generationen – geformt hat. So blieben wir wach für die deutlichen Anrufe und Aufforderungen, den Aufstieg zur Höhe mutig zu wagen ... Daß die Weihe mit ihrem gefüllten Inhalt nicht bloßer

Wunschtraum, sondern blutiger Ernst war und zur Lebensform geworden ist, zeigt die folgende Entwicklung von Individuum und Gemeinschaft. Bald pflückte Gott zwei Blumen aus den Reihen der so mit dem Kreuze Gezeichneten: Maria Sauer und Gertraud von Bullion. Beide haben ihr Wort mit dem Tode besiegelt; für beide ist die Weihe Lebensinhalt geworden.“

Treue zu den Ursprungs Kräften

Dem aufmerksamen Leser der Schriften von Gertraud von Bullion kann nicht entgehen, wie deutlich genuiner Gründergeist daraus spricht, wie originell und eigenständig er hier verarbeitet und konkret übersetzt wird. Vorbild und Helferin – die Liste ließe sich leicht fortsetzen: im Leben nach dem Geist der evangelischen Räte, im Geist schwesterlicher Verbundenheit und Solidarität, im fraulichen Leben, Lieben, Leiden, im hochherzigen, weltweiten Geöffnetsein ...

GERTRAUD VON BULLION HEUTE

Gertraud will auch heute als Werkzeug der MTA ihr „Serviam“ verwirklichen. Sie läßt sich finden und erfahren. Beweis dafür ist allein die Tatsache, daß es in einem langfristigen Hinarbeiten auf einen Seligsprechungsprozeß und dann in der Vorbereitung ihres 100. Geburtstages gelungen ist, Stätten ihres Wirkens und Leidens zu verifizieren, u. a. in Riedenburg bei Bregenz im Internat der Sacré-Coeur-Schwestern, in Mons, wo die „Waschküche“ des Lazarets (heute Wirtschaftsuniversität) entdeckt wurde, in Schömberg im Schwarzwald, wo sie sich zweimal monatelang einer Kur unterziehen mußte, in Isny, wo sich ihr Leben vollendete ... Durch diese Suche hat Gertraud erstaunliche Kontakte mit Persönlichkeiten und Gemeinschaften zustande gebracht, wie sie es zeit ihres Lebens so hervorragend vermochte.

Der Schönstatt-Frauenbund hat es sich zum Anliegen gemacht mitzuhelfen, daß Gertraud ihre Aufgabe lösen und sich in der Familie mehr durchsetzen kann. Um dieser heiligmäßigen Frau tiefer begegnen zu können, hat er die Biographie „Serviam – Antwort der Liebe“ neu herausgegeben. Zum 8. 9. 1991 hatte er zu einer Feierstunde mit Festmesse und Geburtstagsfeier (in der Anbetungskirche und Aula) und anschließendem Imbiß (in Mariengart, Zentralhaus des Frauenbundes) eingeladen. Mehrere hundert Schönstattmitglieder – nicht nur aus den Frauengemeinschaften – haben teilgenommen und sich dadurch unter das Wort des Gründers gestellt: „Wir wollen uns daran gewöhnen, wahre Frauengröße anzuerken-

nen ... Es fällt uns darum nicht schwer, in die Knie zu sinken und zu danken.“

Gertraud von Bullion hat das Werden und Wachsen Schönstatts als erste Frau und Mitgründerin im Apostolischen Frauenbund in werkzeuglicher Abhängigkeit wesentlich mitbestimmt. Ihr exemplarisches Dienen ist Schönstatt zum Segen geworden. Sie ist ein Zeuge des Gründers und der Fruchtbarkeit seines Charismas – gelebte Schönstattsendung in fraulicher Prägung. Sie kann und will auch unserer Kirche und Welt zum Segen werden:

– Sie verkörperte „die Würde und Berufung der Frau“, wie sie „Mulieris Dignitatem“ umschreibt. Sie schöpfte aus ihrer jungfräulichen Berufung, aus ihrer tiefen bräutlichen Liebe zu Christus, am Lieben der Gottesmutter abgelesen, die Kraft, geistig-geistlich Mutter zu sein.

– Mit dem Gründer entfaltete sie eine Laienspiritualität und -aszese, wie sie später das Konzil nahelegte.

– Ihr gottgeweihtes Leben mitten in der Welt zeigt einen Weg, im Alltag und im Beruf, in Krankheit und in Leid zu einer mündigen, reifen Liebe zu Gott und den Menschen zu finden.

So kann sie gerade heute nicht nur Frauen, sondern auch Priestern und Männern Vorbild und Helferin sein.

Literatur

Nikolaus Lauer, Gertraud Gräfin von Bullion – Serviam, Antwort der Liebe, Neuauflage, Schönstatt-Verlag 1991

Gertraud von Bullion, Aus ihren Briefen und Schriften, Selbstverlag des Schönstatt-Frauenbundes 1981

BUCHBESPRECHUNGEN

BOTSCHAFT UND GESCHICHTE JESU. Seit es Christen gibt, ist das Interesse am Leben und der Persönlichkeit Jesu wach. Es hat sich vielfältig ausgedrückt, wie man schon in den Schriften des Neuen Testaments sehen kann. Das Aufkommen der historisch-kritischen Methode hat auch das Jesusbild entscheidend beeinflusst. Es fehlen nicht tendenziöse Darstellungen, die einer bestimmten Epoche und philosophischen Richtung verpflichtet sind. In unserem Jahrhundert hat sich die Einsicht mehr und mehr durchgesetzt, daß man kein „Leben Jesu“ im Sinne einer Biographie schreiben kann (A. Schweitzer). Andererseits erlauben die verfeinerten Methoden und die bessere Kenntnis der Zeit Jesu präzisere Aussagen über Leben und Lehre Jesu. In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts haben vor allem protestantische Exegeten die Forschung bestimmt. Seit dem Aufschwung der Bibelwissenschaften im katholischen Bereich sind auch da viele wertvolle Studien zu diesem Thema geschrieben worden. Unter seriösen Forschern zeigt sich inzwischen ein breiter Konsens. Eine vorzügliche zusammenfassende Darstellung des heutigen Fragestandes stammt von Joachim Gnilka. In seinem Buch „Jesus von Nazareth“ gelingt es ihm, die Erkenntnisse und Einsichten seines breiten Forschens im Feld des Neuen Testaments diszipliniert und verständlich vorzulegen. Es geht nicht um Demontage, sondern um Montage. G. ist sich bewußt, daß die neutestamentlichen Schriften Glaubensschriften sind, die zentral von der Ostererfahrung geprägt sind. Es ist deshalb hilfreich, wenn den Hauptkapiteln und Unterkapiteln (ab Kap. 4) jeweils ein gedrängter Ausblick zur nachösterlichen Entwicklung angefügt ist.

Bei der kurzen geschichtlichen Darstellung der Jesusfrage (11-22) wird deutlich, daß es dem Exegeten nicht um Darstellung verbindlicher Glaubensinhalte geht, sondern um den spannungsreichen Zusammenhang zwischen Jesus und dem Glaubenszeugnis des NTs, zwischen der Verkündigung Jesu und jener der nachösterlichen Gemeinde, wobei vieles hypothetisch bleibt. Bei der Methodenfrage zeigt G. Vertrauen in das Bibelwort, das Wesentliche von Jesus be-

wahrt hat, aus dem sich ein Gesamtbild gewinnen läßt, auch wenn die Verschriftlichung das Bild naturgemäß verengt (22-34).

In zwei gedrängten Kapiteln (35-74) wird die politische, geistig-religiöse und soziale Lage Israels zur Zeit Jesu dargestellt. Auch die Essener und die Gemeinde von Qumran werden gebührend beachtet. Geburts- und Todesjahr (spätestens 4 vor Christus bis ca. 30 danach) lassen sich bekanntlich nicht eindeutig festlegen (78.316), und auch über die Zeit in Nazareth – immerhin der größte Teil seines Lebens! – läßt sich historisch wenig festmachen (75-79). Maria wird z.B. nur kurz (76 f.) erwähnt, doch wohl etwas minimalistisch. Erst seit der Begegnung mit Johannes dem Täufer kommt Jesus deutlicher ins Bild (79-84), hebt sich aber von dessen Gerichtspredigt durch seine Reich-Gottes-Predigt deutlich von ihm ab.

Die Botschaft von der „Herrschaft Gottes“ und der damit verbundenen „Sendungsautorität“ Jesu sind das Kernstück des Buches. An ihnen entzündet sich auch der Konflikt, der zur Ablehnung und Hinrichtung Jesu führt. Beim Sendungsanspruch Jesu spielt das einzigartige Gottesverhältnis die entscheidende Rolle. G. macht den Anspruch Jesu nicht an einem bestimmten Titel fest (Menschensohn, Messias, Gottessohn), sondern im Ganzen seines Redens und Handelns, vor allem aber im – absolut verstandenen – Sohnesverhältnis, wie es etwa Mt 11,27par und in der intimen Abba-Anrede zum Ausdruck kommt.

„Die Gottesherrschaft ist Mitte und inneres Wesen der Verkündigung Jesu“ (141). G. widmet dieser Thematik das längste Kapitel (87-165). Jesus hat – der Art seines erzählenden Lehrens gemäß – keine definierte Erklärung zur „Gottesherrschaft“ gegeben. Er konnte sich auf ein gewisses Vorverständnis stützen. Um Jesu neue Sicht und Akzentsetzung zu erheben, stützt sich G. auf das gesamte Reden und Handeln Jesu, dem es um einen pädagogischen Zweck geht (vgl. 159). Gerade in den Gleichnissen und auch in einzelnen Sprüchen zeigt sich, wie das Heilsangebot Gottes in Jesus selber befreiend und heilend erfahrbar ist und besonders die Sünder anspricht. Heilungen und Wun-

der, die es auch ähnlich im religiösen Umfeld gibt, sind konkrete Hinweise auf die Ankunft der Herrschaft Gottes in Jesus, die aber den Glauben voraussetzen und deshalb kontrovers bleiben. Die unter Exegeten in diesem Jahrhundert heiß diskutierte Frage der Zukunft oder Gegenwart der Gottesherrschaft sieht G. in einem vermittelnden organischen Sinn (148): In Jesu Wirken ist die Nähe Gottes gegenwärtig (vgl. Mk 1,15) und hat die Zukunft begonnen. „So wird Jesus selbst zum Garanten der Entschlossenheit Gottes zum endgültigen Heil“ (156). Heil und Gericht sind die zwei Seiten der Botschaft von der Gottesherrschaft, die vom Menschen her auch abgelehnt werden kann. Dieser Ernst gehört zur Predigt Jesu, doch liegt der Akzent auf dem Angebot, nicht auf der Drohung. Im übrigen hat Jesus keine berechenbaren Angaben im apokalyptischen Stil gemacht, aber zur Entscheidung gerufen.

Mit der Ankündigung der mit Jesus endgültig beginnenden Königsherrschaft Gottes wird der Mensch zu einer grundlegenden Entscheidung gerufen – es geht um den neuen Menschen in einer neuen Gemeinschaft (J. K.). Davon handeln die Kapitel 6–8 (166–250). Die Jüngerschaft, die sich auf Jesu Initiative hin und in enger Gemeinschaft mit ihm bildet, wird als Kontrastgemeinschaft zur jüdischen Gesellschaft verstanden. Sie ist offen für alle Menschen, die zur Umkehr bereit sind. Sie verwirklicht zeichenhaft die Herrschaft Gottes, indem sie sich in ihrer Lebensweise ganz von Gott abhängig macht. Auch Frauen haben darin einen gleichwertigen Platz. Als Summe der Ethik gilt für alle das neue Gebot der Gottes- und Nächstenliebe, die auch den Feind umfaßt. Solche Ethik hebt sich von einem ungeschichtlichen Gesetzesdenken ab und hat den ganzen Menschen ganz konkret im Blick, wie es beispielhaft im Gleichnis vom barmherzigen Samariter dargestellt ist (Lk 10,30–35). Sie läßt auch der Eigenverantwortung und Phantasie des einzelnen Raum. – Die Radikalität der Weisungen, die auf die Nachahmung Gottes zielt (Lk 6,36), kann nur von Jesus selber voll verwirklicht werden, von den Jünger/innen aber fragmentarisch aus seiner Kraft. Jesu Weisung deckt auch nicht alle Gebiete menschlichen Handelns ab. Wer sich aber an ihm und mit ihm an Gottes

Güte orientiert, der sieht die Welt in einem neuen Licht, der ist orientiert.

Der Härtestest dieses Lebens, das schon im heimatlichen Galiläa wegen seiner Radikalität Konflikte brachte, zeigt sich dann vor allem in Jerusalem, dem religiös-politischen Lebenszentrum der Juden. In 2 Kapiteln werden eine Fülle von Problemen bezüglich der letzten Tage meisterlich behandelt. Vordergründig wurde Jesus durch das unheilvolle Zusammenwirken von jüdisch-religiöser und römisch-politischer Autorität (Kajafas und Pilatus) als gefährlicher Aufrührer ans Kreuz gebracht, wobei die Anklage „König der Juden“ sowohl politische wie religiöse Motive anklingen läßt. Beim letzten Abendmahl hat Jesus im Blick auf seinen Tod und in ungebrochener Zuversicht auf das Kommen des Gottesreiches sein Leben und Sterben hintergündig als Stiftung eines „neuen Bundes“ verstanden, dem heilsstiftende Wirkung zukommt. Der Sühnegeranke wäre nach G. erst in nachösterlicher Zeit mit der Abendmahlsüberlieferung verknüpft worden, was nicht unbedingt zwingend ist. – Daß dem Osterzeugnis der Evangelien direkt nur 1 1/2 Seiten gewidmet sind, hängt mit der Beschränkung des Themas zusammen. Für G. ist klar – und das Buch zeigt es auf fast jeder Seite –, daß mit der eingeschränkten historisch-kritischen Sicht nicht die ganze Gestalt Jesu in den Blick kommt. „Die dem offenbaren Geheimnis entsprechende Kategorie auf seiten des Menschen ist der Glaube, nicht mehr die historische Abgrenzung, und zwar nicht ein Glaube, der in der Erkenntnis steckenbleibt, sondern das Leben durch das Wort dieses Messias und Sohnes gestaltet und verändert“ (267).

Joachim Gnilka, Jesus von Nazareth, Botschaft und Geschichte, Herders theologischer Kommentar zum NT, Supplementband 3, Freiburg – Basel – Wien 1990. 331 S., 70,- DM

Paul Zingg

WANDEL UND VERLUST DES VORSEHUNGSGLAUBENS. Bis weit in die Neuzeit hinein galt als Atheist, wer nicht an Gott und seine Vorsehung glaubte. Das trifft in je unterschiedlicher Weise für alle uns bekannten Religionen und Kulturen zu. Das Christentum war von der Grundüberzeugung einer göttlichen Vorsehung getragen

und das christliche Leben davon geprägt. Das blieb auch nach der Reformation und quer durch alle Konfessionen so. Erst auf diesem Hintergrund kann man die Tiefe des Bruchs ermessen, der im Verlauf der Neuzeit eingetreten ist. Wer mit Pater Kentenich in der Rückgewinnung des Vorsehungsglaubens für die christliche Lebensgestaltung eine zentrale Aufgabe heutiger Glaubensvermittlung sieht, wird brennend an der Frage interessiert sein, wie es zu einem solch tiefgreifenden Wandel der Welt- und Lebensauffassung kommen konnte. In diesem Kontext stellt die vorliegende Arbeit eine interessante Lektüre dar. Es handelt sich um die Habilitationsschrift eines Sozialgeschichtlers, die im wesentlichen am Deutschen Historischen Institut in London entstanden ist. Sie untersucht Selbstzeugnisse, d. h. Tagebücher und Autobiographien aus dem England des 17. Jahrhunderts unter dem Gesichtspunkt des darin aufscheinenden Vorsehungsglaubens. Frömmigkeits- und mentalitätsgeschichtlich sind diese Selbstzeugnisse besonders aufschlußreich (mehr als theologische Abhandlungen), weil sie Spiegel gelebten Lebens sind. In diesem Ausschnitt wird wie unter einem Vergrößerungsglas sichtbar, welcher Wandel in der gläubigen Lebensauffassung in diesem Zeitraum vor sich gegangen ist.

„Mit ‚Providence‘, oft auch – mehr anthropozentrisch in Plural gewandt – als ‚providences‘ anzutreffen, ist ein zentraler Begriff ... der Seelentagebücher und spirituellen Autobiographien angesprochen“ (23). „Providentialismus“ hat sich im englischen (übrigens auch im spanischen) Sprachraum eingebürgert als Ausdruck für die gläubige Überzeugung vom „diesseitigen Wirken eines persönlichen Gottes“ (24). „Providence“ im Singular meint dabei die allgemeine Vorsehung Gottes nach seinem Heilsplan, während „providences“ im Plural die spezielle Vorsehung Gottes im Leben des Einzelnen durch besondere Gnadenbezeugungen aussagt. „Im Zentrum der Betrachtungen und Überlegungen der untersuchten Autoren und Autorinnen stand die spezielle Providenz“ (68), die „ständige göttliche Präsenz im Alltag“ (79). Als Ergebnis seiner Arbeit stellt Greyerz fest, daß „der größte Teil der untersuchten Autoren und Autorinnen an das Wirken eines persönlichen Gottes in der eigenen und kollektiven Geschichte glaub-

te“ (86). Dabei „unterscheiden sich die providentiellen Ansichten von Puritanern, Anglikanern und Katholiken kaum“ (66). Für Schönstatt interessant ist dabei eine Entwicklung im Puritanismus (im Zusammenhang mit der calvinischen Prädestinationslehre), die den Vorsehungsglauben in Verbindung bringt zum Gottesbund: der nahe und vorsehende Gott ist auch der Gott des Bundes. Es gibt eine „Föderaltheologie des Puritanismus“, die ein „kohärentes System entwickelt, in welchem der zwischen Gott und dem Gläubigen geschlossene Bund deutlich zu einem für beide Seiten bindenden Vertrag gemacht wurde“ (113). In der religiösen Praxis führte das dazu, daß der „covenant“ immer wieder erneuert wurde. So wird ein Pfarrer zitiert, der in einem Tagebuch seine mit Gott geschlossenen „Verträge“ eintrug, seine „solemn covenants“, wie er sie nennt. „My dear Lord, you are my covenanted God“, schreibt er in einem seiner Gebete (114). Das ist eine theologie- und frömmigkeitsgeschichtlich interessante Form der Bündniserneuerung, wie wir sie auf andere Art auch in Schönstatt kennen.

Der Hauptteil des Buches beschäftigt sich mit dem Wandlungsprozeß des Providentialismus im 17. Jahrhundert. Greyerz spricht von einem „Ürsachenbündel“, das diesen Wandel ausgelöst hat. Er bestreitet die verbreitete Ansicht, daß das Aufkommen der neuzeitlichen Naturwissenschaft die alleinige Ursache sei. Aber auch in seiner Darstellung wird deutlich, daß von ihr die Haupteinflüsse ausgehen, die zwar nicht geradlinig und sofort, so doch letztlich entscheidend zum Wandel und langfristig zum fast völligen Verschwinden des Vorsehungsglaubens als lebengestaltender Kraft geführt haben. Es ist interessant, den einzelnen Facetten dieses langsamen Wandlungsprozesses nachzugehen. Hier können nur einige Linien angedeutet werden.

Da ist zum einen die sich anbahnende Trennung von sakraler, profaner und Naturgeschichte. Immer deutlicher macht sich das Bewußtsein eines historischen Wandels bemerkbar. Wirtschaftliche und soziale Veränderungen bringen eine Änderung des Zeitverständnisses mit sich, die auch technisch in der Verbesserung der mechanischen Uhren greifbar wird. Dann sind da die anderen Formen religiöser Daseinsbewältigung wie Astrologie, Magie, Geisterglaube u.a.

Gerade an der Faszination der Astrologie läßt sich der innere Vorgang beobachten. Sie war nicht nur in weitesten Kreisen populär, auch angesehene Naturwissenschaftler beschäftigten sich mit ihr. Noch wird das providentialistische Weltbild beibehalten, indem deutlicher als bisher die relative Selbständigkeit der Zweitursachen betont und an Gott als der Erstursache festgehalten wird. Aber die Tendenz auf eine immer stärkere Betonung der Zweitursachen ist klar zu spüren. Zwar hebt Greyerz hervor, daß zunächst gegenüber dem mechanistischen Weltbild der neuen Naturwissenschaften eine Abwehr gerade von den wissenschaftlich führenden Kreisen kommt. Aber es gibt doch auch klare Anzeichen, daß dieser Wandlungsprozeß zu radikaleren Ergebnissen führen wird. Zum Beispiel taucht bei dem „frommen“ Naturwissenschaftler Robert Boyle öfter der Vergleich zwischen dem Ablauf des Naturgeschehens mit dem einer Uhr auf – Gott wird der „große Uhrmacher“. Er wird in die Rolle des ursprünglichen Schöpfers einer im übrigen selbständig funktionierenden Maschinerie zurückgedrängt – der Deismus steht vor der Tür, im 18. Jahrhundert wird er zur vorherrschenden Auffassung. „Es ist jedoch hervorzuheben, daß diese Konsequenzen Robert Boyle und der großen Mehrzahl seiner wissenschaftlich tätigen Zeitgenossen kaum deutlich bewußt waren. Vielmehr vermeinten sie, gegenüber dem Einfluß Descartes', Hobbes' und der ‚Atheisten‘ ihrer eigenen Zeit die Lehre von der göttlichen Providenz bewahrt und die Harmonie von neuer Naturphilosophie und Religion nachgewiesen zu haben“ (152).

Sehr deutlich wird die innere Entwicklungslinie der Wandlung des providentialistischen Weltbildes: im Ansturm des neuen Denkens kommt es zur „Hervorhebung der allgemeinen Providenz auf Kosten spezieller Vorkehrungen („providences“)“, was „einerseits zur Betonung immanenter Naturgesetzlichkeit, andererseits zur Hervorhebung der immanent-ethischen Verantwortung des einzelnen führen mußte“ (145). So kann man – das ist das Fazit des Buches – wohl von einem Wandel, aber noch nicht von einem Verschwinden des lebensgestaltenden Vorkehrungsglaubens im England des 17. Jahrhunderts sprechen. Aber die angestoßenen Prozesse gehen auf diese Konsequenz hin. John Wesley kann deshalb am Ende des 18.

Jahrhunderts klagen: „The doctrine of a particular providence is absolutely out of fashion in England – and any but a particular providence is no providence at all“ (163 f.).

Kaspar von Greyerz, *Vorsehungsglaube und Kosmologie. Studien zu englischen Selbstzeugnissen des 17. Jahrhunderts (Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London)*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen-Zürich 1990, 222 S., 62,- DM

Günther M. Boll

DIE MENSCHENRECHTE. Dieses Wort „ist heute in aller Munde“ und zu „einem Hauptbegriff politischer Kultur“ geworden. Konrad Hilpert geht auf das Thema aus der Sicht katholischer Theologie ein. In 10 Kapiteln erörtert er „Geschichte, Theologie, Aktualität“ der Menschenrechte.

Er knüpft an Bekanntes in Leben, geschichtlicher Darstellung und Theorie an, arbeitet die „mensenrechtlichen Grundforderungen“ an die politisch-gesellschaftliche Ordnung heraus und die institutionelle „Seite der Menschenrechte“, erörtert die ideellen Grundlagen und die „geschichtliche Ausbildung der Idee der Menschenrechte“ sowie die Schlüsselrolle, die das Recht „auf Glaubens- und Religionsfreiheit“ in der Geschichte der Menschenrechte spielte und spielt. Er bietet Reflexionen an über den „Anspruch auf weltweite Geltung angesichts der Vielfalt der Kulturen“ und geht in Kapitel 10 auf „Aktuelle Dringlichkeiten im Kampf gegen Menschenrechtsverletzungen“ ein.

Aus der Vielfalt des dargebotenen Materials sei auf einige für die gegenwärtige Diskussion wichtige Argumente hingewiesen: einmal auf das *Verhältnis zwischen Kirche und Menschenrechten* (vor allem die Kapitel 6 und 9), zum anderen auf die *Begründung der Menschenrechte* aus theologischer Sicht (vor allem Kapitel 7).

Gleich im ersten Kapitel stellt er drei für den katholischen Christen bedeutsame Fragen, auf die er in seinem Buch Antworten sucht:

1. Warum hat die Kirche „in ihren amtlichen Texten früher ganz anders zu den Menschenrechten Stellung bezogen“? (31) Er nennt drei „Hauptgründe der früheren Kritik“ (148): das Verständnis vom Ursprung der Staatsgewalt; das Freiheitsverständnis im

Verhältnis zur Wahrheit; die theologisch-anthropologische Grundauffassung, die den Menschen nicht nur als Individuum, sondern auch als „gesellschaftliches Wesen“ (155) versteht. Die „heftige Kritik bzw. die erheblichen Reserven der Päpste des 19. Jahrhunderts gegenüber den Menschenrechten“ ist zu verstehen – und begründet –, weil es „das dem bürgerlich-liberalen Verständnis der Menschenrechte zugrunde liegende Menschenbild“ (154) war, gegen das sich die Kirche wandte. Ist die neue Einstellung zu den Menschenrechten in der kirchlichen Sozialverkündigung „kontinuierlicher Wandel oder Bruch“ (162)? Er selbst versteht das Verhältnis von kirchlicher Sozialverkündigung und Menschenrechten als „Lerngeschichte“ (161). Solche „Redlichkeit im Umgang mit der Vergangenheit“ zeigt, daß die Suche nach Kontinuität durchaus „berechtigt und fruchtbar ist“, läßt andererseits Korrekturen zu und dient vor allem der „Glaubwürdigkeit der heutigen Position“ (161 f.).

Die 2. Frage „gilt dem Problem, ob und in welchem Umfang die Menschenrechte auch innerhalb ihres eigenen Bereichs Geltung verlangen“ (31), ob sie im „Binnenbereich der Kirche gelten“ (238). Zunächst stellt Hilpert fest, daß der Kirche von Jesus Christus eine bleibende – hierarchische – Struktur vorgegeben wurde, die somit dem demokratischen Willensbildungsprozeß entzogen ist. Die Auffassung vom Verhältnis zwischen Klerikern und Laien wurde „erheblich korrigiert“, ohne den „grundlegenden Unterschied einzuebrennen“ (239). Ein weiteres zentrales Moment ist nach katholischer Ekklesiologie die Verpflichtung zur Einheit. Problematisch wurde es, als die Verpflichtung zur Sorge für die Einheit immer mehr „als Verpflichtung zur Einheitlichkeit begriffen wurde“ und die „Haltung des Gehorsams“ (241) überforderte. Auch hier sieht Hilpert Anzeichen der Ermutigung, daß die Kirche bei „ihrem Bemühen um Einheit“ (242) auf die ursprüngliche biblische Überzeugung zurückgreift. Als Konsequenz „für das kirchliche Recht“ (253) ergibt sich nach ihm die Notwendigkeit einer schöpferischen Übernahme der Menschenrechtsidee. Zwar stellt er bedeutende Fortschritte fest, aber auch Defizite bezüglich der Menschenrechte in der Kirche, und er nimmt zu jenen Punkten „selbstkritischer Herausforderung“ (254) Stellung, auf die sich die innerkirchliche

Diskussion um die Menschenrechte vor allem konzentriert: die Mitwirkung der Gläubigen, die Rechtsstellung der Frau, der Umgang mit abweichenden Meinungen, der gerichtliche Rechtsschutz.

Die 3. Frage: Weshalb greift die Kirche in den letzten 25 Jahren ihrer Sozialverkündigung „die Argumentation mit Menschenrechten plötzlich so massiv“ auf? (31) beantwortet er in vierfacher Weise. 1) Die Menschenrechte sind zur Klammer geworden, sind „grundlegender ethischer Bezugs- und Argumentationsrahmen“ (31). 2) Sie ermöglichen es, neue Entwicklungen frühzeitig zu erfassen. 3) Sie wenden sich als ethisches Bezugssystem an alle Menschen guten Willens. 4) Sie bringen die betroffenen Menschen selbst in den Blick.

Zur Begründung der Menschenrechte. Wenn Hilpert versucht „zu klären, weshalb die Menschenrechte eine so hervorgehobene und verpflichtende Rolle in der neueren Theologie und in dem damit verschränkten kirchlichen Handeln spielen“ (174), so ist im Vorausgehenden seine vielfältige und abgewogene Antwort angedeutet. Ist aber eine theologische Begründung erforderlich oder dienlich? Ja, die theologische Begründung ist nicht nur eine Bestätigung dessen, was andere Wissenschaften – vor allem die Philosophie – schon erarbeitet haben; ihre Bedeutung „für die Wirklichkeit der Menschenrechte“ (200) geht darüber hinaus: Die Einbindung in einen übergreifenden Sinnzusammenhang stärkt die Menschenrechte; das Bewußtsein der Menschenrechte wird dadurch lebendig erhalten; das Anspruchsdenken (Rechte) wird durch Hervorhebung der Pflichten ergänzt.

Theologische Begründung ist dienlich. Ist sie auch möglich? Bei der grundsätzlichen Überlegung zu den verschiedenen „Dimensionen der Begründung von Normen“ (177) kommt Hilpert auf die Problematik der Letztbegründung zu sprechen. Er geht davon aus, daß Übereinstimmung dahingehend besteht, „daß ein direkter Rückgriff auf eine in Natur und Kosmos vorfindliche Normativität diese Letztbegründungsfunktion nicht mehr leisten kann. Dies schließt freilich nicht auch die Möglichkeit einer transzendentalphilosophisch gewendeten Letztbegründung aus“ (179).

Andererseits weist er auf den bedeutsamen Sachverhalt hin, daß eine „Reihe zeit-

genössischer Philosophen und Theologen“ eine grundsätzliche Übereinstimmung erkennt *zwischen geschichtlichen Positionen* – „dem aristotelischen Grundprinzip des Handelns gemäß der Vernunft“, dem „Urgewissen“ bei Thomas von Aquin, dem kategorischen Imperativ Kants und sogar den Feststellungen der „zeitgenössischen sprachanalytischen Philosophien über die Implikationen des Gebrauchs des moralischen Prädikats ‚gut‘“ (184) – *und dem ursprünglichen „Vermögen sittlicher Selbstbestimmung“*, wie es im Begriff „Würde“ festgehalten ist.

Unter theologischer Letztbegründung versteht er nicht den Verweis auf die positive Offenbarkeit (wobei er selbstverständlich in bezug auf die „ethischen Prinzipien“ inhaltlich von „Botschaft und Lebensgeschichte Jesu Christi“ [179] ausgeht). „Theologisch ist eine Letztbegründung vielmehr dann“ (179), wenn sie die Transzendenzverwiesenheit des Menschen – „als moralisches Subjekt“ (179) – mitbedenkt sowie sein Bedürfnis nach Sinn. Im Mittelpunkt der „Begründung der Menschenrechte im Licht des christlichen Glaubens steht der Persongedanke“ (184).

Hier hätte m. E. eine weiterführende Forschung anzusetzen. Könnte sich der Personbegriff nicht als *Begründungseinheit* erweisen, in der sich die verschiedensten Ansatzpunkte treffen in einem „Zueinander und Ineinander von Offenbarkeit und Vernünftigkeit“ (179) auf der Suche nach Konvergenzen? In bezug auf den Personbegriff ist es jenes Personenverständnis, das den klassischen Personbegriff (Selbstand) zum Ausgangspunkt nimmt, das aber sowohl das Anliegen des Personalismus (Ich-Du und Wir) aufgreift als auch die Auffassung Kants vom Menschen „als Zweck an sich selbst“ und sogar die lange vor der einsetzenden Prestroika von marxistischen Wissenschaftlern entwickelten Ansätze einer Persönlichkeits-theorie zu integrieren vermag. Schließlich wäre damit der Horizont eröffnet auf die Begründbarkeit der Menschenrechte als eines gemeinsamen Weltethos.

Hilpert nennt als einen der Berührungspunkte mit anderen Kulturen und Religionen das Verständnis vom Menschen „als moralfähiges Subjekt“ (216). Es wäre der Frage nachzugehen, wie sich die Begriffe „Person“ und „moralfähiges Subjekt“ zueinander verhalten.

Damit wäre eine bejahende Antwort auf die Frage gegeben: Kann „der Gedanke der Menschenrechte von seinen abendländischen Entstehungs- und Begründungsbedingungen abgelöst werden?“ (206) Denn bei aller Vielfalt der Kulturen und Religionen sowie deren je geschichtlicher Ausprägung, handelt es sich um den Menschen als Geschöpf und Ebenbild Gottes. Daher „setzt sich die objektive Seinsstruktur früher oder später immer durch“ (Pater Kentenich, 1950). Die Diskussion um die Menschenrechte und ihre – auch *theologische* – Begründung erweist sich als Bestätigung für die Universalität des Christentums und könnte ein nicht zu unterschätzender Beitrag sein für eine theoretische Grundlegung der *Inkulturation*.

Konrad Hilpert, *Die Menschenrechte. Geschichte, Theologie, Aktualität*. Patmos Verlag, Düsseldorf 1991, 312 S., 49,80 DM

Herta Schlosser

GEBETE DER HEILIGEN HILDEGARD. Der Pattloch-Verlag hat es sich im buchstäblichen Sinn des Wortes etwas kosten lassen, den vorliegenden gesammelten 80 Gebeten Hildegards einen würdigen Rahmen und eine aufwendige Buchausstattung zu geben. Das handliche kleine Werk springt ins Auge, zumal der Verlag den Texten noch 40 mittelalterliche Miniaturen beigegeben hat, die jeweils nach den Gebeten zur Meditation einladen.

Hildegard hat uns kein Gebetbuch im eigentlichen Sinn und auch keine „Geschichte einer Seele“ hinterlassen. Insofern unterscheidet sie sich z. B. von den großen Frauen des Zisterzienserordens, der hl. Gertrud der Großen und der hl. Mechtild von Magdeburg, die nur ein halbes Jahrhundert später die mittelalterliche Mystik bestimmen. Die Herausgeberin, Sr. Walburga Storch OSB, hat in den drei großen Visionswerken der hl. Hildegard die Gebetstexte gesucht, die sich wie von selbst im Fluß der prophetischen Schau einstellten.

Als hilfreich erweist sich die Einführung in die Gebetswelt der Heiligen, die Sr. Caecilia Bonn OSB gibt. Darin werden die Schwerpunkte des Gespräches mit Gott aufgezeigt. Hildegards Blick richtet sich vor allem auf das Herz des Vaters und Schöpfers, das ihr der „Leuchtende auf dem Thron“ selbst zeigt und eröffnet. Dort ist der

Mensch beheimatet und zu Hause. Wie ein kleiner herzförmiger, verschmutzter Klumpen Lehm ruht er im Herzen des Vaters, der ihn liebevoll reinigt, umsorgt und schmückt. Und die Antwort: „Bei meiner Erschaffung bist Du mir zur Mutter geworden.“ Das Geschöpf weiß sich aus Gott erwachsen und von ihm berührt. Seinerseits darf es seinen Schöpfer erkennen, berühren, verkosten und in seinem Schoße ruhen.

Die ersten 53 den Visionsschriften entnommenen Gebete zeigen eindrucksvoll, wie groß bei Hildegard das Bewußtsein ihrer Würde als Mensch und Kind Gottes mit der Erfahrung ihrer menschlichen Gebrochenheit und ihrer Verwundungen zusammengeht, eine Spannungseinheit bildet. Die schöpferisch treibende Kraft ist für sie dabei die Reue, d. h. die je neue Wende von der Sünde weg in die Heimkehr zum Vater. Sie ist das welt- und himmelbewegende Ereignis zwischen Gott, Mensch und Schöpfung.

In den 26 von Hildegard selbst verfaßten und vertonten Liedern im zweiten Teil der Gebetssammlung läßt die Heilige all ihr Beten in Staunen, Lobpreis und Anbetung münden. Die goldene Stadt, das Haus der Herrlichkeit des Herrn, ist ihr zur Heimat geworden, zur Mutter Sion, nach der sie ruft. Sie sehnt sich nach dem Klang der Harmonie aller Dinge in der Gemeinschaft mit den Chören der Engel. Besonders eindrucksvoll sind die beiden Hymnen an den Heiligen Geist und die Gesänge an Maria: „Wie auf die Sonne sein Auge heftet der Adler, so wirft Gott seinen Blick auf die Schönste der Frauen ..., an dir hat Gott sich so entzückt, daß tief er in dich senkte Feuer, Glut und zärtliche Liebe.“

Den Abschluß der Gebete bildet ein ergreifender Dialog zwischen Christus und dem Vater, in dem all unser Beten seinen Ursprung und sein Ziel hat. Unser zaghafte Reden mit dem Himmel wird davon getragen und bleibt davon umfassen. Beschwörend zeigt der Sohn dem Vater seine Wunden, die offen bleiben, solange ein Mensch noch auf dieser Erde sündigt. Die großen Themen der Schau Hildegards werden noch einmal angeschlagen: Verfall und Wiederherstellung der Schöpfung, die Heilung des sündigen Menschen durch die erlösende Vereinigung mit den Wunden des Herrn: „Am Anfang blühten alle Geschöpfe, dann aber verdorrte die Lebenskraft. Gedenke, o

Vater: die Hoffnung des Ursprungs hätte nicht welken sollen. Vater, ich bin dein Sohn. Betrachte diese meine Wunden und erbarme dich. Durch das Blut meiner Wunden hole ich die Menschen wieder in der Reue zurück.“

Kaum ein anderes Buch kann den Leser so nah an den Herzschlag der hl. Hildegard heranführen wie dieses. Im Gespräch des Herzens mit Gott zeigt sich der Mensch ja am tiefsten und unverstellt. Die Gebete können ermutigen, die oft erfahrene Sprachlosigkeit des eigenen Herzens zu überwinden. Sie können uns überdies wie in einem Spiegel zeigen, wo wir uns selbst auf dem Pilgerweg in die wahre Heimat befinden.

Gebete der Heiligen Hildegard – An den Fenstern des Glaubens. Hrsg. von Sr. Walburga Storch OSB, Pattloch-Verlag, Augsburg 1991, 175 S., 39,50 DM

Sr. Caecilia Bonn OSB

JERUSALEM – ROM – BYZANZ. Unter dem Titel „Drei Säulen tragen die Kuppel“ hat Wilhelm Nyssen, katholischer Hochschulpfarrer an der Universität Köln und Professor für Ostkirchenkunde in der Byzantinischen Abteilung dort, anlässlich des 10jährigen Bestehens des von ihm geleiteten Zentrums Patristischer Spiritualität KOINONIA-ORIENS 26 eigene Studien in einem vom Luth-Verlag in bester Qualität gedruckten Bild-Text-Band herausgegeben. Die Thematik reicht von der Vätertheologie über „Ankunft und Wiederkunft Christi im frühen Bild der Völker des Nordens“ und „Das Geheimnis der Kathedrale von Chartres“ bis zu den Moldauklöstern in Rumänien, von dem gemeinsamen Bild Mariens in der frühen Christenheit bis zu einer Studie über „Die Marienzyklika Papst Johannes Pauls II.“. Der thematische Bogen spannt sich weiter von Vergil bis zur „Begegnung mit der ‚Cumäischen Sibylle‘ des Dichters Konrad Weiß“, von einer unbekanntenen Ikone der drei Engel bei Abraham (Ende des 15. Jahrhunderts aus Nowgorod) bis zu Künstlern unseres Jahrhunderts, z. B. Wladimir Zagorodnikow, dem „Maler der Ahnung der heiligen Engel“, Karl Caspar und dem Bildhauer Josef Rikus. Von ihm sagt der Verfasser, daß er den „Sinn der Wegnahme“ als bildhauerisches Formgesetz wiederentdeckt habe. Was unter diesem Sinn zu verstehen

ist, erläutert Nyssen besonders eindrucksvoll an Rikus' Darstellungen der Pieta. Das in diesem Thema „am tiefsten erfahrene Bild des Schmerzes (wird) bei Rikus zum aussagestärksten Bild der Hoffnung, aber nicht aus der Intention des Gedankens, sondern aus dem Vorgang des Schlagens, des Eingriffs, der Furchung des Steines oder Holzes“ (417). „Wiederentdeckt“ hat dieser moderne Bildhauer den „Sinn der Wegnahme“, denn bis zum Ausgang der Romanik wußte man darum, daß nicht eigene Setzung und Intention das Geheimnis eines Werkes ausmachen, sondern daß die Schönheit einer Gestalt, die im Dunkel verborgen ist, erst durch Wegnahme, Aufgraben und Abheben von Darüberliegendem ans Licht kommt.

„Vom Sinn der Wegnahme“ – das damit Gemeinte erscheint wie der geistig-geistliche Schlüssel für fast alle in dem vorliegenden Band vereinigten Studien Nyssens. Insbesondere jene Arbeiten, in denen er sich mit der „Bedeutung der ostkirchlichen Tradition für Europa“ befaßt und auf „Neue Impulse des alten Glaubens aus der Theologie der Väter in Ost und West“ aufmerksam macht, sind durchdrungen von dem Bemühen, uns im Westen die Augen zu öffnen für das, was alles an „Darüberliegendem“, Hinderlichem weg muß, damit endlich wieder die wahre Gestalt der Kirche, ihre eucharistisch-sakramentale Urgestalt, erkennbar wird. „Wegnahme“ – das müßte darum z. B. auch fordernder Imperativ sein für so manchen Theologen des Westens im Blick auf das, was die „Sonde“ des menschlichen Intellekts, „der zuerst das Wort der Schrift rational in Frage stellt“ (301) dem Glauben der Väter an Neuerungen und Veränderungen hinzugefügt hat und „die Heilige Schrift als Myster-

rienquelle“ weithin hat versickern lassen. An vielen Stellen seines Werkes macht Nyssen deutlich, daß, was bei uns vielfach theologisch, liturgisch, sprachlich nur noch „Museumsstücke“ sind (298), für die Kirchen im Osten „gegenwärtige(s) Lebenswasser“ aus dem Ursprung ist (297), dank dessen Kraft sie über die Zeiten hin in allen Verfolgungen am Leben geblieben sind. Dennoch stellt sich die Frage, ob der Verfasser nicht manchmal West und Ost zu holzschnittartig gegenüberstellt. Weiter ist zu fragen, ob in diesen gesammelten Studien die erste der drei „Säulen“, die die „Kuppel“ tragen, die Mutterkirche der gesamten Christenheit Jerusalem, nicht zu wenig zur Sprache gekommen ist.

Für Leser aus der geistig-geistlichen Welt Schönstatts sei ausdrücklich hingewiesen auf Nyssens Charakteristik der so fruchtbaren „organischen Glaubenslehre“ der östlichen Kirche.

Insgesamt „bietet gerade der Dialog mit der östlichen Kirche“ nach Nyssen „die Hoffnung, daß auch der Westen die Wurzel wiederfindet, wenn er sie in ihrer Tiefe erkennt“ (304). Der Verfasser hat sich nicht nur geistig in den Dienst dieses Anliegens gestellt, sondern mit seinem ganzen Herzen. Dem Werk sind darum viele aufmerksame Leser zu wünschen, die den Inhalt so tief in sich einlassen, daß sie dort, wo sie leben und wirken, bereit sind, ebenfalls der Einigung von westlicher und östlicher Christenheit zu dienen.

Wilhelm Nyssen, Drei Säulen tragen die Kuppel. Jerusalem – Rom – Byzanz. Gesammelte Studien (Luthe-Verlag) Köln 1989, 446 S., 59,80 DM

Barbara Albrecht

Der *-* -Artikel erscheint in der Verantwortung der gesamten Redaktion.

ULRICH WICKERT, geboren 1927 in Berlin. Evangelischer Kirchenhistoriker und Patrologe an der Kirchlichen Hochschule Berlin.

* Dieser Vortrag wurde Pfingsten 1991 in Berlin vor einer Schönstätter Studentinnengruppe gehalten.

R. CHRYSOSTOMUS GRILL, geboren 1940 in Tichtihöfen/Böhmen. Schönstattpater, Mitarbeiter an der Zentrale der Deutschen Schönstattbewegung und tätig beim Aufbau Schönstatts in einigen östlichen Ländern.

MARGRET SIMON, geboren 1929 in Arnsberg/Wstf., Mitglied des Schönstatt-Frauenbundes. Hauptberufliche Mitarbeit in der Gemeinschaft.

INHALTSVERZEICHNIS

I. ZEICHEN DER ZEIT

Boll, G. M.: Wider die Resignation Heft (1) 140
 -: Maria in der Liturgie (2) 49
Schlosser, H.: „Centesimus annus“ (3) 97
Boll, G. M.: Der Zipfel seines Mantels (4) 145

II. ABHANDLUNGEN

.4.: Heilsgeschichte konkret. Das Schicksalsjahr 1942
 und seine bleibende Aktualität (4) 147
Becker, Marieluise: Von der Kühnheit der Liebe (3) 115
Birkenmaier, Rainer: „Du wirst uns die Berufe senden“ (3) 99
Catta, Martine: Die Gemeinschaft Emmanuel (3) 125
Grill, R. Chrysostomus: Der heilige Berg Athos –
 Garten Mariens (4) 164
Hug, Heinrich: Bindung im Licht der Modelle
 Maschine oder Organismus (2) 72
King, Herbert: Ein neues Gottesbild für eine neue Kultur.
 Zur Bedeutung der Zweitursachen (2) 59
Otto, Elisabeth: Edith Steins Weg zur geistigen Gesundheit ... (1) 25
Penners, Lothar: Leitsterne gläubiger Existenz (II) (1) 16
Schlosser, Herta: Marxismus – Ende oder Wende? (1) 3
Spelthahn, Dieter: Zwischen Schuld und Gnade.
 500 Jahre Evangelisierung Lateinamerikas (2) 51
Wickert, Ulrich: In Maria gegründet.
 Christliches In-der-Welt-Sein und europäische Sicht (4) 154

III. SCHÖNSTATT SPIRITUELL

Kentenich, Joseph: Schicksalsverwobenheit (4) 174

IV. SCHÖNSTATT INTERNATIONAL

- Bartsch, Gisela:* Maria Laufenberg (1) 33
Boll, G. M.: 3. Internationales Kolloquium der kirchlichen
Bewegungen in Bratislava (3) 129
Simon, Margret: Gertraud von Bullion (4) 178

V. LITERATURBERICHT

- Albrecht, Barbara:* Zum Vaterunser (3) 131
Frömbgen, M. Erika: Orientierung im religiösen Pluralismus .. (2) 85

VI. BUCHBESPRECHUNGEN

- Boxel, P. van:* „Und er ruhte am siebten Tag“ (B. Albrecht) ... (1) 47
Cordes, F. J.: Den Geist nicht auslöschen (B. Albrecht) (3) 141
Gerosa, L.: Charisma und Recht (R. Weigand) (3) 142
Gnilka, J.: Jesus von Nazareth. Botschaft und Geschichte
(P. Zingg) (4) 185
Greyerz, K. von: Vorsehungsglaube und Kosmologie
(G. M. Boll) (4) 186
Grünwald, M.: Eucharistie feiern (J. Fleischlin) (1) 43
Hermans, J.: Die Eucharistiefeier – Gegenwart Christi
(J. Fleischlin) (1) 43
Heschel, J. A.: Sabbat (B. Albrecht) (1) 46
Hildegard von Bingen: Gebete. An den Fenstern des Glaubens
(C. Bonn OSB) (4) 190
Hilpert, K.: Die Menschenrechte (H. Schlosser) (4) 188
Hummer, F./Rastič, T.: Medjugorje heute (M. Becker) (1) 45
Kentenich, J.: Aus dem Glauben leben. Predigten in Milwaukee
Bd. 15 (J. Fleischlin) (1) 44
–: Zur sozialen Frage. Industriepädagogische Tagung
(H. Schlosser) (1) 40
Leclercq, J.: Bernhard von Clairvaux (M. Gerwing) (2) 95
Lustiger, J. M.: Die Heilige Messe (J. Fleischlin) (1) 43
Müller, G. L.: Laßt uns mit ihm gehen (J. Fleischlin) (1) 42
Nyssen, W.: Drei Säulen tragen die Kuppel.
Jerusalem-Rom-Byzanz (B. Albrecht) (4) 191
Polc, J.: Agnes von Böhmen (M. Gerwing) (3) 140